Die Zukunft.

Berlin, den 13. August 1904.

Hibernia im Sommer.

Theodor Möller besinnt nicht mehr in der Thiergartenstraße die Unsterblichkeit sichernde That. Verschollen? Noch nicht; dem Himmel sei Dank. Wie Antaeus, der Libyer, sucht Brackwedes größter Sohn auf dem trauten Boden der Heimath neue Kraft. In Düsseldorf ward er zwischen Rembrandt und Rodin erblickt; kam aber wohl nicht, um die Ausstellung zu sehen, sondern, um alten Montanfreunden den Spiegelschrein seines Herzens zu öffnen. Von ihm selbst sollten sie vernehmen, wie gut ers mit ihnen meine: der Lockung des Bösen würden sie dann widerstehen. Nur Mißverständnisse sperrten den Weg zum Frieden. Wer denkt denn daran, den Bergbau im Ruhrbezirk zu verstaatlichen? Er nicht; wenn man ihm aber das Leben zu sauer macht, kommt vielleicht eine neue Excellenz, die Schlimmeres trachtet. Er will nur eine Zeche anständig bezahlen. Hibernia. Wars nöthig, darüber mehr zu reden, zu schreiben, als Caesar und Agrikola, Strabon und Ptolemaeus über die alte Iverna, die Jerne des Aristoteles, je berichtet haben? Zu thun, als müsse eine Partei rheinischer Homerulers auch diese Hibernia, wie die O'Connells und Parnells, vor dem fremden Eroberer schützen? Niemand bedroht Eure unterirdische Allgewalt, edle Herren. Wir wünschen in Bescheidenheit nur ein Plätzchen an der Sonne des Syndikates; und ich biete, in Preußens Namen, einen guten Preis... Düsseldorf hat sich sehr verändert. Sogar in der Ausstellung sieht man nicht mehr die lieben schlechten Bilder, die vor zehn, vor sechs Jahren noch den Deutschen anheimelten; und staunend hört der revenant, daß die Jury dem im weiten Rheinland berühmten Herrn Peter Janssen zwei Bilder

abgelehnt hat, — einem Professor und Akademiedirektor, der die Ruhmeshalle im preußischen Zeughaus zieren durfte. Die Wurzeln der Autorität sind zerrissen. Kein Wunder, daß diese ehrfurchtlose Zeit auch an dem Wort eines Ministers zu zweifeln wagt. Ueberall mürrische Mienen und frostige Höflichkeit. „Das thut ein Kind der Brackweder Senne uns an, ein Westfale und Industrieller! Hibernia ist nicht nur ein Anfang, ein erster Versuch, dem, wenn er glückt, die Verstaatlichung des ganzen niederrheinisch-westfälischen Bergbaues folgen soll? Wers glaubt! Feierlich haben Sie vor ein paar Monaten im Landtag erklärt, Preußen denke nicht an den Erwerb neuer Zechen. Warum nun Hibernia? Etwa, um im Kohlensyndikat Unterstand zu finden? Sie konnten im vorigen Jahr ja hinein und wollten nicht. Nein: wir kriechen nicht auf den Leim. Auch auf den Schaaffhausenschen Bankverein haben wir uns, wie auf Sie, fest verlassen; und kaum naht der Versucher und zeigt Goldene Berge: da läßt flugs uns der kölner Freund, der dem Rheinland Alles zu danken hat, schmählich im Stich. Zu den Kälbern, die selbst ihre Metzger wählen, gehören wir nicht. Alles in Liebe und Güte, Excellenz; aber Ihr Gericht schmeckt nicht lecker." Theodor hatte sichs anders geträumt. Einen Blick noch zu den Fenstern des Breidenbacher Hofes hinauf, dessen Saal die Generalversammlung der Hibernia herbergen soll; und weiter: vom Rhein an die Ruhr.

Das Echo seiner Werke geleitet ihn hin. Und hatte er in der Senfstadt bang des Herkules gedacht, der den langen Antaeus besiegte, so möchte er nun einer der von Pan zur Wuth gestachelten Hirten sein, die den Leib der böotischen Nymphe in Fetzen rissen. Denn unhold empfängt und verfolgt ihn von allen Seiten der Widerhall. In Essen, liest er, hat der Vorstand des Vereins für die bergbaulichen Interessen des dortmunder Bezirkes getagt und eine Resolution angenommen, die im Ton bitteren Grolls die energische Abwehr des Verstaatlichungplanes empfiehlt. In Düsseldorf — ein Glück, daß er nicht in Hörweite blieb! — hat die Nordwestgruppe des Vereins deutscher Eisenindustriellen in der selben Tonart dem Handelsminister den Text gelesen; und der Geheimrath Karl Lueg, der dieser Versammlung vorsaß, gehört zum Aufsichtrath des Schaaffhausenschen Bankvereins. Wird auch dieser Lueg von der Pfründe scheiden, wie der sanfte Heinrich von Haniels Gnaden, der wegen der Hibernia-Aktion nicht ferner mehr zu den (recht anständig besoldeten) Kontroleuren des Gutmannconcerns gezählt werden wollte? Der Grund, auf den wir bauten, wankt und die festesten Stützen der Hoffnung brechen. Schmieding, der voll und ganz liberale Landgerichtsrath Schmieding ruft mit rauher Stimme, die Industrie bedanke sich für den Idealzustand,

der im Saarrevier herrscht und mit dem der Minister jetzt auch Rheinland-Westfalen beglücken möchte; das Syndikat sei als Preisdiktator noch immer ein milderer Herr als der Bergfiskus, der an der Saar, weil ihn kein Konkurrent unterbieten könne, sich die Kohle über Gebühr bezahlen lasse. Ueberall dieselbe Weise. Ist das Jahrhundert dem Ideal Möllers wirklich nicht reif? Fehlt seiner Kindheit das Verständniß für die That aller Thaten? Tröste Dich, arg Verkannter! Stets war es schwer, der blinden Menschheit das Heil zu bringen. Hödur lernt niemals sehen. Kehre zu Lohmann heim! Dir ist Alles verziehen.

... Zwischen Bogenlampen flackert ein offenes Rüböllicht. Wetteröfen und Flügelräder ventiliren die Grube. Anemometer berechnen die Sauerstoffmenge. Da wird das Wasser gewältigt, dort ein Hebel der Keilfangvorrichtung in Stand gebracht. In den Rollen gleitet das Haufwerk bis zur Förderstrecke hinab, Schlepper schieben die Hunde bis an den nächsten Bremsberg, Körbe fahren auf und nieder, Häuer, Füller, Wagenstößer, Schürer, Verlader sind in emsiger Arbeit und die Steiger spähen in alle Winkel. Von den Sohlen bis zum Haldensturz ein wimmelndes Leben. Schwärzliche Kittel, Schachthüte aus schwarzem Filz, Kniebügel und Fahrschurz aus schwarzem Leder. Gestern wie heute; und übers Jahr noch genau wie zu Großvaters Lebzeit. Keiner fragt, wer morgen hier gebieten wird. Was liegt den Hörigen in ihrer schwarzen Tiefe daran? Besser wirds gewiß nicht, wenn der Staat ihre Knochen miethet. Der ist ein harter Herr, schnüffelt Euch in die Mauslöcher und schreibt — an der Saar hat sichs neulich wieder gezeigt — sogar vor, wen Ihr wählen und welche Zeitung Ihr lesen sollt. Laßt kommen, was kommen muß. Nos numerus sumus et fruges consumere nati. Wollen schon froh sein, wenn uns die dürftige Frucht nicht ganz verdorrt und für die Brut Futter da ist. Besitzwechsel kann uns nicht schrecken, doch uns auch keine Hoffnung einflößen. Mag denn Alles beim Alten bleiben. Was über unseren Köpfen auch an Thorheit und Tollheit geleistet, an Verletzung alter Rechtssitte geplant werde: wir werden es büßen. Keiner kennt hier den Horaz, doch Jeder hat die Wahrheit des Wortes empfunden: Plectuntur Achivi.

Ueber Tag wüthen die Könige. Seit der Entschluß des Handelsministers, die Bergwerksgesellschaft Hibernia zu kaufen, bekannt ward, ist ein Krieg entbrannt. Ein richtiger, von schlauen Strategen geleiteter Krieg, in dem jedes wirksame Mittel angewandt und keine erdenkliche List verschmäht wird. Sämmtliche Generalstabsgebäude münden in die berliner Behrenstraße; Schauplatz der Hauptschlachten ist der Börsensaal. Da die Professoren auf der Ferienreise sind, blieb die theoretische Begründung, die sonst Feld-

zügen vorherzugehen pflegt, uns diesmal in Gnaden erspart. Wir hörten nicht, daß die Verstaatlichung nöthig ist, weil die Grubenbesitzer, um konkurrenzfähig zu bleiben, Raubbau treiben, die schwächeren Flötze zu Bruch bauen und den natürlichen Kohlenreichthum Preußens dadurch nach und nach mindern müssen. Daß ein Grubenmonopol des Staates vor Verschleuderung des nationalen Kohlenschatzes schützen, die Ausbeutung schwacher Flötze ermöglichen und den Arbeitern dennoch bessere Lebensbedingungen gewähren könne. Hörten auch nicht die Antwort der Gegenpartei: der Staat unterliege, wie die Privatunternehmer, dem Zwange der Konkurrenz; er werde, ohne nach der Belästigung des Arbeiters zu fragen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer bohren und dem Schacht abgewinnen, was irgend herauszuholen sei; der fiskalische Bergbau habe bisher noch stets weniger geleistet als der private; und sicher sei, daß die königliche Behörde nicht über so tüchtige Kräfte verfüge wie die Industrie. Schweigen ringsum. Keine doktrinäre Anklage, keine beflissene Vertheidigung der Syndikatspolitik, deren kluge Mäßigung selbst Schmoller, das Haupt der Kathedersozialisten, gelobt hat. Weder sozialpolitisches Geflenn, das den Brotgeber Fiskus als Spender reinsten Segens anpreist, noch der alte Manchesterjammer, das arme Kapital müsse ins Ausland flüchten, wenn ihm der Heimathstaat die am Reichlichsten lohnende Arbeit entwinde. Nicht einmal die Frage, was nach der Verstaatlichung denn aus dem Elend unserer Konsols werden solle. Der große Praktiker Theodor Möller verschmäht graue Theorie und ließ selbst die der Ministerialinstanz fügsamen Professoren unbehelligt an's Meer, in die Berge reisen. Der Sieg war ihm ja sicher, so sicher, wie einst dem Heldenadmiral Alexejew; bis der Krieg begann. Und dann verließ er, auch wie Nikolais Statthalter in Ostasien, den Kampfplatz und bemühte sich, hinter der Front Bundesgenossen zu werben. Er konnte gehen. In der Rauchstraße saß Herr Eugen Gutmann, in der Regentenstraße Herr Eduard Arnhold: Die würden die Sache schon machen; und im Rheinrevier war er rascher zu erreichen als der Yamagata des Feindes, Herr Fürstenberg, der, statt am umdrängten Börsentisch der Handelsgesellschaft zu thronen, in Sankt Moritz Höhenluft athmet, Verdauungschäden reparirt und die Verschleimung wegspült.

Unsere modernen Finanzkriege sind nie ausführlich beschrieben worden. Wenn zwei Niggerstämme raufen, schickt Gordon Bennett, vielleicht auch Augustus Scherl einen Botschafter hin und wir erfahren aus theuren Telegrammen, wies in den Lagern aussieht, welche Horde besser bewaffnet ist und welcher im Buschkrieg Nike sich lächelnd zuneigt. Aus dem Kampfgelände, das sich vor unserem Auge dehnt, erfahren wir beinahe nichts und

müssen mühsälig selbst uns die Notizen von fern her zusammenschleppen. Für diese Kriegsberichterstattung fehlts an Tradition und Routine. Auch ist die berliner Händlerpresse am Ausgang des Kohlenkampfes nicht stark interessirt. Als die Verstaatlichung der Eisenbahnen geplant war, gings gegen Bismarck und gegen Maybach, der sich erdreistet hatte, die Börse einem Giftbaum zu vergleichen. Die belua multorum capitum, die Eisenbahnaktien im Schrank hatte, und die Schaar der Privatbahnbeamten spornte heulend die Zeitungschreiber zu wilder Fehde. Die Montanindustrie hat ihre wichtigen Organe nicht in Berlin; und den Großbanken fehlt, seit der Bettelsack der Nationalzeitung nicht mehr gefüllt wird, ein weithin tönendes Sprachrohr. Ueber den vatikanisch-französischen Zank und die Reform des Strafgesetzes, über Tibet und die Krönung des Serbenpeters wurden Leitartikel geschrieben; kein einziger, Wochen lang, über den Kohlenkrieg. Im Handelstheil kühle Neutralität, fast überall mit merkwürdigem Wohlwollen für die Dresdener Bank, die den Plan der Verstaatlichung begünstigt. Die Sache ließ sich zu einer Riesensensation machen. Angeborene Vornehmheit hielt die berliner Presse von so eklem Versuch fern; sie wartet lieber mit der Geduld des Weisen auf den nächsten Lustmord. Und doch handelt sichs hier um einen ungemein interessanten Vorgang, eine Kraftprobe von dauernder Bedeutung und einen Beitrag zur Psychologie des Kapitalismus, wie er so sichtbar nicht oft geboten ward. Ein Generalstabswerk über den Krieg ist nicht zu erwarten. Doch was irgendwie sicher zu ermitteln ist, muß für die Kriegsberichte kommender Tage gesammelt werden.

Der preußische Handelsminister hat an den Direktor der Dresdener Bank geschrieben, er wolle die Bergwerksgesellschaft Hibernia zum Kurs von ungefähr 244 für den Staat erwerben, wenn Herr Gutmann ihm durch geräuschlose Aktienkäufe die Mehrheit in der Generalversammlung sichere. In dem Augenblick, wo Herr Möller sich an diese Offerte gebunden hatte, konnte jeder Aktionär der Hibernia für hundert Mark Nominale zweihundertvierundvierzig Mark verlangen. Doch erfuhr ers nicht und war, da der Kurs knapp an 200 reichte, sehr zufrieden, wenn er seine Stücke zu 205, 210, 215 losschlagen konnte. Der Aufträger wußte, daß der Beauftragte die Waare so billig wie irgend möglich erhandeln, den Aktionären also den Kursgewinn kürzen werde, auf den die Konjunktur ihnen gerechten Anspruch gab. Thut nichts; wenn die Staatsraison es gebietet, darf auch gegen Treue und Glauben gesündigt, unter ministerieller Patronanz der Schwache vom Starken überlistet werden. Herr Gutmann kauft, was zu haben ist; kauft mit so zähem Eifer, daß die der Hibernia verbündeten Finanzmächte, die Berliner Handelsgesellschaft

und die Firma S. Bleichröder, unruhig werden. Möllers Vertrauensmann schweigt wie das Grab; selbst den Nächsten entschleiert er nicht das Geheimniß. Das fordert die Taktik, fordert namentlich auch die Rücksicht auf den Schaaffhausenschen Bankverein, den diese Transaktion bei der rheinisch-westfälischen Industrie um seinen alten Ruf bringen könnte und der deshalb vor ein fait accompli gestellt werden muß. Nach Allem, was wir offiziell und offiziös erfahren haben, müssen wir annehmen, daß Herr Gutmann das Riesengeschäft unternommen hat, ohne seinem Aufsichtrath und dem des kölnischen Bundesgenossen den Sachverhalt zu enthüllen. Diese Heimlichkeit, deren Spur in den Büchern Samuelis lange sichtbar bleiben wird, trug ihm zunächst eine kleine Schlappe ein. Die Finanzgruppe der Hibernia wollte, um die Bergwerksgesellschaft vor Majorisirung zu schützen, eine Erhöhung des Aktienkapitals (ohne Bezugsrecht der alten Aktionäre) beantragen und suchte ihren Aktienbesitz für den Tag der Abstimmung durch Reportirung zu stärken. Um das Terrain zu sondiren, fragten die Leiter der Berliner Handelsgesellschaft in aller Freundschaft auch die Dresdener Bank, ob sie für den Monat August mit ihnen ein Reportgeschäft in Hibernia machen wolle. Der Börsenvertreter wußte nichts von Gutmanns dunklem Planen und hatte gegen den Vorschlag deshalb nichts einzuwenden. In der zum siebenundzwanzigsten August einberufenen Generalversammlung, auf deren Tagesordnung die Verstaatlichung und die Kapitalserhöhung steht, kann die Handelsgesellschaft also mit den Aktien der Dresdener Bank gegen deren Wünsche stimmen. Ein Torpedoangriff in stiller Nacht. Für die nächste Stunde mußte man nun die Kriegserklärung erwarten.

Sie kam. Die Verwaltung der Hibernia veröffentlichte den Antrag auf Kapitalserhöhung, der den Feind endlich aus der Nebelwand locken mußte. Ging der Antrag durch, dann konnte der Minister seinen Plan einsargen. Höchste Zeit, daß der Konsul Gutmann selbst auf das Schlachtfeld schritt. Er wollte großmüthig sein, die Beute mit den Granden der Bankwelt theilen, wurde aber, manchmal nach taktischem Geplänkel, das ihn redseliger stimmen sollte, schroff abgewiesen, überall, und mußte bittere Worte hören. Nun war das Staatsgeheimniß nicht länger zu wahren. Die Offerte wurde veröffentlicht; und bald danach tauchte die ragende Gestalt Theodors Möller im fröhlichen Meßgetümmel der Stadt des Malkastens und des Mostrichs auf.

Wie im Asiatenkrieg, ward auf beiden Seiten zunächst mit bewundernswerther Bravour gefochten; und wie dort, kann auch hier erst die Zeit lehren, wer Sieger bleibt. Der angegriffenen Gesellschaft haben sämmtliche Großbanken sich verbündet und ihre Kundschaft durch Rundschreiben aufgefordert, gegen

die Verstaatlichung zu stimmen. Wohl nicht nur, weil sie der Dresdenerin den Millionengewinn nicht gönnen, sondern, weil die Art des Geschäftsabschlusses, die dem Louisphilippismus entlehnte Methode sie ärgert. Die ist, nach dem Wort des ersten Korintherbriefes, den Juden ein σκάνδαλον, den Griechen ausbündige Thorheit. Auch hatte die ganze Großindustrie des Westens, Kohle, Eisen, Stahl, sich heftig gegen die Fiskalisirung erklärt und diesen Mächtigen will kein Bankdirektor sich verfeinden. Die Herren Arnhold und Gutmann kämpfen im Getümmel allein, haben an der neutralen Presse aber eine gute Brustwehr, finden auch ein paar Lanzenknechte, die gerade unbeschäftigt sind und die Lohnkonjunktur ausnützen möchten, und werden von den Ministerialen mit Munition versorgt. Die erste Schlacht ist nicht mehr zu gewinnen: für den siebenundzwanzigsten August haben die Fürstenbergischen längst so viele Stimmen, daß Möllers Plan, wenns zur Entscheidung käme, abgelehnt würde. Also neue Kolonnen formiren und inzwischen versuchen, ob die Hauptmacht des Feindes nicht auch ohne Kanonendonner und Bayonnetteangriff zum Weichen zu bringen ist. Börsencourier, Kleines Journal und andere bewährte Mannschaft wird mobil gemacht; eine „führende Persönlichkeit des Kohlengroßhandels" (die mit Vornamen Eduard heißt) läßt sich fürs Tageblatt interviewen. Und immer vernehmen wir die selbe Melodie. Was wollt Ihr eigentlich? Wozu der Lärm? Statt neue Schachte anzulegen, das Kohlenangebot zu mehren und einen Preiskampf gegen das Syndikat zu beginnen, kauft der Staat ein Bergwerk, sicher nur eins; auf unser großes, für Festtage aufgespartes Ehrenwort: kein Mensch wünscht neue Verstaatlichungen. In dem selben Augenblick wird gemeldet, der Staat habe sich das Vorkaufsrecht auf seinem Montanbesitz benachbarte Gruben gesichert. Unangenehm; doch giebts noch stärkere Beschwörung. Wir (nämlich Möller, Arnhold & Gutmann) wollen gewiß nicht drohen; läßt das Syndikat aber nicht mit sich reden, dann wirds ihm wider unseren Wunsch übel ergehen. Dann kommt ein Kartellgesetz, an dem es keine Freude erleben, das die den Ringen feindsälige öffentliche Meinung aber billigen wird. Bisher haben wir (diesmal nur Möller; Plural der Majestät) Euch geschirmt, die Heyl, Oriola, Münch-Ferber beschwichtigt, die große Enquete zu Eurem Besten gewendet. Doch seid Ihr jetzt nicht willig.. Ihr werdets sein. Wart immer weise und müßt ja erkennen, daß Euer Widerstand nutzlos wäre. Wir (alle Drei) haben jetzt schon zwanzig Millionen Hibernia, werden noch mehr bekommen, können der störrigen Verwaltung also unseren Willen aufzwingen. Wir ändern das Gesellschaftstatut, fordern neue Aufsichtrathssitze und hindern durch Ränke so lange die gesunde Entwickelung des Unternehmens, bis Ihr mürb

seid und froh, endlich Frieden zu haben. Besinnt Euch: und Ihr meidet jeden Konflikt... Drohung und Lockung; beide Mittel ohne die allergeringste Schüchternheit angewandt. Welcher Stratege mag diese Taktik empfohlen haben? Sie sollte die eigentliche Möllerei kritischen Blicken entziehen und das liebe Publikum in den Wahn verleiten, der Kampf tobe zwischen dem allgerechten Staat und dem skrupellos Gewinn suchenden Syndikat. Vergebens. Die Drohung empörte, die Lockung wurde verlacht. Immer fester schlossen sich drüben die Glieder. Die Syndikatsleiter, die der Minister in ihrer Heimath durch freundlichen Zuspruch zu kirren hoffte, kamen vom Rhein nach Berlin, stählten den Muth der Frontkämpfer und beschlossen einstimmig, mit aller Kraft den Widerstand zu organisiren. Haben sie, wie behauptet wurde, fürs Syndikat selbst etliche Millionen Hibernia gekauft? Jedenfalls stieg der Kurs bis zum Anfang der zweiten Augustwoche auf 257; und da dem skeptischen Volk der Börsier bewiesen werden mußte, daß dieser Kurs nicht von eigensinniger Herrenlaune diktirt sei, sondern dem inneren Werth solcher Aktien entspreche, wurden schnell auch die anderen Kohlenpapiere in lange nicht mehr erkletterte Höhen gewirbelt. Verluste sind für die Hibernia-Besitzer wenigstens nicht zu fürchten; denn beide Gruppen haben das selbe Interesse: den Kurs zu halten. Fünf, sechs Millionen sind der Dresdener Bank als Gewinn ziemlich sicher. Treue hat hienieden noch stets ihren Mann genährt.

Das Marktgefecht dauert fort; und trotz der unvorsichtigen Renommisterei der Angreifer kann heute noch Niemand sagen, ob die Gegner des Fiskus in Düsseldorf nicht sogar die absolute Mehrheit haben werden. Freut Herr Möller sich seines Werkes, der Arbeit seiner berliner Freunde? Schon läßt er verbreiten, sein Plan sei vom ganzen Staatsministerium, vom König selbst, auf Bülows Empfehlung, gebilligt worden. Möglich; aber auch die skandalöse Thorheit der Ausführung? Haben alle preußischen Minister dieser Mächlerei zugestimmt, die einer durch Privatfreundschaft in Gunst gebrachten Bank einen Millionenprofit gewährt und legitime Besitzrechte mit den Schrecknissen künftiger Gesetzgebung bedroht? Auch nur geahnt, daß Möllers Mitwisser ihre bessere Kenntniß auf Kosten anderer, nicht eingeweihter Deutschen ausmünzen sollten? Dann wären Panamiten, wären Orientminister, die, wenn sichs gerade so trifft, selbst ein Milliönchen in die Tasche stecken, für das Land, das sie dulden muß, ein geringeres Uebel als für Preußen solche redliche Blindheit.

... Unter Tag flackert im Ruhrkohlenbecken ein offenes Rüböllicht. Zwei graue Bergmänner stecken die Köpfe mit den rußigen Filzdeckeln zusammen. „In der Zeitung stehts. Muß wohl seine Richtigkeit haben. Warum unser Werk jetzt wohl dreißig Millionen mehr werth ist als im Juni?"

Die religiöse Frage in Italien.

Im Mai 1875 hielt mein verehrter Meister, der Historiker Senator Villari, in unserem Parlament über die Beziehungen von Staat und Kirche eine seiner berühmtesten Reden. „Verkennen wir die Macht und den Einfluß der Priester nicht! Das Volk bedarf der Religion; und weil wir ihm nie ein Wort über die ihm unentbehrliche Religion zu sagen wissen, weil es unserem Rationalismus, unserem Skeptizismus nicht traut, darum hört das Volk auf die Stimme des Priesters und läßt sich von ihm leiten. Unser Skeptizismus stärkt die Macht des Klerus. Wenn es uns nicht gelingt, den Glauben zu stützen, den wahrhaft religiösen Bedürfnissen des Volkes Nahrung zu schaffen, dann wird eintreffen, was mir die drohendste Gefahr unserer Zukunft scheint: unser Unglaube und unser Indifferentismus wird eine Nation von Voltairianern und Klerikalen schaffen." Wohl war es eine beißende Antwort, als der Unterrichtsminister Bonghi dem ernsten Mahnruf des Redners die Frage entgegenwarf: „Woran g'laubt denn der Herr Villari?" Und wie eine gelinde Abkühlung mußte es wirken, als der damalige Ministerpräsident Minghetti, der Schwiegervater des jetzigen deutschen Reichskanzlers, bemerkte: „Wenn ich die Geschichte Italiens studire, finde ich auf jeder Seite die Thatsache verzeichnet, daß unser Volk sich nie für religiöse Angelegenheiten leidenschaftlich zu erregen vermochte. Von den Tagen der Römer bis in unsere Zeit ist von religiöser Leidenschaft nichts zu entdecken." Richtig ist, aber auch, daß seit den Tagen der Reformation Italien niemals eine Zeit erlebt hat, wo so viel über kirchliche und religiöse Dinge geschrieben und gesprochen wurde wie in den letzten Jahrzehnten.

Das eigentliche Wesen unserer religiösen Frage könnte nur nach eingehendem Studium der Geschichte Italiens erklärt werden. Hätte die italienische Umwälzung ein halbes Jahrhundert gedauert, so hätte sie sicherlich, ohne fremder Hilfe zu bedürfen, durch alle Unglücksschläge, Opfer, Niederlagen und Siege hindurch, eine neue Generation geschaffen; die für eine edle Sache erlittenen Schmerzen geben einem Volk die beste sittliche Erziehung. Doch unseren Patriotismus förderten diplomatische Kombinationen, fremde Hilfe und ein Glück, dessen Gunst wir in ganz kurzer Zeit, nach verhältnißmäßig kleinen Opfern, die so ersehnte politische Unabhängigkeit und Einheit zu danken hatten. Und die alte Generation stand vor der ungeheuren Aufgabe, in diese neue Form hinein eine neue Gesellschaft zu schaffen. Erzogen zu höchster, allzu hoher Schätzung der Formen, gezwungen zu einer politischen Umwälzung, ehe eine soziale Umgestaltung möglich geworden war, zur Einführung neuer Institutionen, ehe sie als ein nothwendiges Ergebniß der nationalen Thätigkeit erstehen konnten, waren wir in solcher Lage genöthigt,

auch der religiösen Frage, die so eng mit dem innersten Leben der Völker verknüpft ist, eine Antwort zu suchen. Daher unsere Unsicherheit und die nicht geringere unserer deutschen Freunde, die allzu häufig bei ihrem Urtheil über Italien vergessen, daß auch in dieser Beziehung ihre Lage von unserer wesentlich verschieden ist.

Der deutsche Protestantismus blickt auf Italien heute wie auf ein Land, das sich unerwartet schnell seiner Einwirkung erschlossen hat; und in gewissem Sinn hat er dazu das vollste Recht. Ganz Italien, das Italien wenigstens, von dem wir in den Zeitungen lesen, bewegt sich jetzt in protestantischen Stimmungen: es protestirt wider die tausend Sünden des Papstthumes und will die Fabelwelt der römischen Kirche nicht mehr als unmittelbare Wirklichkeit oder gar als die Macht hinnehmen, die in Gegenwart und Zukunft, auf der Erde und im Himmel über uns herrschen soll. Die Gebrechen, an denen das gesammte Kirchen- und Glaubenswesen des Landes krankt, sind kein Geheimniß mehr und die Kritik dieser Gebrechen wird von den Alpen bis zum Lilybaeon mit einer Schroffheit geübt, die hinter den ersten Sturm- und Drangzeiten der deutschen Reformation kaum zurückbleibt. Und — was wichtiger ist — zu dem Geist der Kritik und der freien Untersuchung, der das moderne Italien wie die ganze moderne Welt beherrscht, kommen andere bedeutsame Anzeichen.

Während in Deutschland durch die wissenschaftlichen Kreise vielfach, in Augenblick wenigstens, eine der Religion feindliche Strömung geht, die zwar auch bei uns zu fühlen ist und besonders von den Renegaten der Kirche genährt wird, leben in Italien doch tüchtige Vorkämpfer freier Wissenschaft, unter den Philosophen namentlich die Hegelianer, die das Wesen der Religion tiefer würdigen und für allgemeine religiöse Wiederbelebung mit einem Ernst eintreten, wie ihn Fichte und Schleiermacher am Anfang des vorigen Jahrhunderts zeigten. Diese Männer appelliren an das Gewissen, das die beiden Mächte, die hier Jahrhunderte lang das Szepter führten, Hierarchie und Humanistik, die eine mit ihrer schlaffen oder starren kirchlichen Praxis, die andere mit ihrer leichtfertigen Spötterei, wie um die Wette einschläferten. Von der erstarrten Kirchensatzung, doch auch von der kühlen Skepsis rufen sie ihre Volksgenossen zur Wiederbesinnung auf die verlorenen oder verkümmerten idealen Güter, die religiösen wie die weltlichen, zurück; und der verhängnißvolle, ihnen selbst fast unheilbar scheinende Riß zwischen Welt und Kirche treibt sie sogar, bei allem lebhaften Nationalgefühl, zu einer gewissen Sympathie mit Religionsformen, die auf völlig fremdem Boden gewachsen sind, auf diesem Boden aber am Meisten dazu beigetragen haben, das Gewissen zu wecken. Ein Beispiel ist der englische Methodismus. Die Forscher, von denen ich sprach, vergessen bei solchem Blick in die Ferne, daß eben diese

Formen, in der Nähe betrachtet, auch wieder einen Theil der Gebrechen an sich tragen, die man der Heimathkirche so streng vorwirft, und daß ihnen, wenn sie in diese Heimath, auf den Boden des vorwiegenden Sinnenlebens und der sinnlichen Vermittelung aller Geistesdinge verpflanzt würden, jede Bedingung eines natürlichen Gedeihens, jede Möglichkeit, sich ins große Volksganze einzuleben, fehlen müßte.

Diese Bedenken werden noch zu begründen sein. Einstweilen dürfen wir uns der Thatsache freuen, daß die Schranken des nationalen Vorurtheils zwischen Nord und Süd gefallen sind und die Früchte der Geistesarbeit des protestantischen Nordens hier in Italien genossen und verwerthet werden, — nicht wie fremde Einfuhrartikel, gegen die man immer noch auf der Hut sein müßte, sondern wie ein Gemeingut des Menschengeschlechtes, das hüben und drüben im Dienst der selben großen Aufgabe steht. Italien hat sein eigenes reiches Geisteserbtheil, den Gesammtertrag der antiken und christlich-mittelalterlichen Bildung, an die germanischen Völker abgegeben; jetzt wird ihm mit Zins und Zinseszins heimgezahlt. Die beiden großen, lange getrennten Stämme der Germanen und Romanen leben nun in der selben Bildungssphäre. Wer hätte nicht in Deutschland, wenigstens unter Denen, die der Kulturkampf nicht allzu sehr erhitzt hat, mit Freude das Buch Minghettis über Staat und Kirche und ähnliche Schriften Bonghis begrüßt? Wer blickte nicht in Italien mit dem Stolz eines Mannes, der die heimischen Größen richtig gewürdigt sieht, auf Ranke und seine Geschichte der Päpste, auf Gregorovius und seine Geschichte Roms, auf Reumonts Lorenzo von Medici, auf Hases so wahr wie fein und holdselig gezeichnete Heiligenbilder? Oder — da diese Werke im Aether rein historischer Schilderung schweben und mit den Streitfragen der Gegenwart nichts zu thun haben — wer von uns freute sich nicht des Interesses, das Männer wie Heinrich von Treitschke, Wilhelm Lang, Otto Speyer für die Kämpfe und Kämpfer des jungen Königreiches Italien zeigten? Und wenn protestantisch-theologische Bücher, in deutscher Sprache geschrieben, hier einen Leserkreis finden könnten: wer unter den gebildeten, von Vorurtheil freien Italienern hätte nicht, ohne jede Schadenfreude gegenüber dem heimischen Klerus, seine rein geistige, auf lauteren Wahrheitsinn gegründete Lust an Hases Handbuch der protestantischen Polemik?

Jeder Deutsche weiß, welche politischen Sympathien Italien seit 1866 und noch länger für Deutschland hegt; dazu gesellt sich die Anziehung, die der gemeinsame kirchliche oder kirchenpolitische Befreiungskampf erzeugt hat; und wer darin und in dem neuerwachten Bildung- und Wissensdrang unseres Volkes eine siegreiche Protestantisirung Italiens sehen will, wird kaum einem wesentlichen Widerspruch gegen diese Auffassung begegnen. Ganz anders muß aber das Urtheil lauten, sobald man diesem allgemeinen Begriff die

konfessionelle Propaganda des Protestantismus als Inhalt geben will. Wer darüber Aufschluß, freilich den Aufschluß der Parteisprecher, nicht des unbefangenen Historikers, begehrt, braucht nur nach den vielen in Deutschland verbreiteten Flugschriften über die Fortschritte des Protestantismus in Italien zu greifen. Er findet darin eine Darstellung der Erfolge, die das Werk der Evangelisation auf diesem cisalpinischen Boden seit der Gründung des italischen Königreiches errungen hat; aber welche halb unschuldigen, halb sträflichen Selbsttäuschungen laufen da mit unter! Da wird eine Fraktion oder werden ein paar Fraktionen der großen christlichen Kirche als die, ideal wenigstens, allein berechtigten verkündet, — genau nach dem Muster der römischen Kirche. Die stolze ecclesia extra quam nulla salus wird nicht nur mit ihrer alten Anmaßung, sondern mit Sack und Pack vor die Thür gewiesen und an ihr Recht, das Recht der Vielen gegen die Wenigen, weiter gar nicht gedacht. Man glaubt, in den Brochuren, die von den neuentstandenen evangelischen Gemeinden in Italien reden, eine fortgesetzte Heiligenlegende vor sich zu haben: so gottselig klingt Alles, nachdem erst über die Gräuel Roms unter Herbeirufung von Freund und Feind Gericht gehalten worden ist. Wohl werden die Spaltungen der kleinen italienischen Kirchen getadelt; unerwähnt aber bleibt ihr Grundgebrechen, die Unterschätzung des Gegners und die Ueberschätzung der eigenen, im Verhältniß zu dem weiten Missiongebiet recht geringen Kraft. Dagegen werden die Leistungen protestantischer Geistlichen gerühmt, deren rein religiöser Werth, wie der Unbefangene zugeben muß, kaum über den Mittelgehalt römisch-katholischer Predigt hinausgeht.

Wie aber steht es nun um die Reform der Kirche? Das freigewordene Volk muß durch moralisch-religiöse Wiedererhebung, durch Kräftigung seines freien Gewissens doch die Kraft zur Selbstregirung erlangen. Ob es dahin kommen wird? Viele, durchaus nicht nur übelwollende Zuschauer bezweifeln es heute wieder, wie sie es Jahrhunderte lang bezweifelt haben. Und wenn die Kirche des Landes nicht fähig ist, uns an dieses große Ziel zu helfen, oder wenn sie die Mitwirkung grundsätzlich versagt, weil sie der Freiheit, der Grundlage des ganzen modernen Staates, abhold ist: sollen da nicht die anderen Kirchen, wie die großen Reformatoren Germaniens und des Westens sie unter tausend Kämpfen erzogen haben, von fern und nah zur Hilfeleistung herbeieilen? Sollen wir, ehe wir zu ihnen Vertrauen fassen, erst fragen, ob sie in allen Stücken unsere Meinungen theilen? Sicher nicht. Wer auf theologischem Gebiet unser Gegner oder durch eine weite Kluft der Meinung von uns geschieden ist, aber ein treues Herz hat und mit seiner Rede andere Herzen zu ergreifen vermag, Der wird auch bei uns dankbare Liebe finden.

Ich darf vielleicht einen Augenblick von mir selbst und meinen persönlichen Eindrücken und Neigungen sprechen. Mir liegt die lutherische Kirche

mit ihrer dogmatischen Gebundenheit fern; aber ich möchte dem heimgegangenen Gavazzi, diesem Mann ohne Furcht und Tadel, der Jahre lang für die Weckung evangelischen Sinnes und die Gründung evangelischer Anstalten keine Anstrengung scheute, im Geiste die Hand drücken, ihm von Herzensgrund für die Tapferkeit danken, mit der er den Besen seiner außerordentlichen Beredsamkeit führte, um die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft seines Vaterlandes vom Unrath zu säubern; ich möchte den edlen De Sanctis für seine stillere, friedlichere Wirksamkeit loben, lauter als für all seine Kontroversschriften oder seinen gewaltigen Brief an Pius den Neunten; denn sie bieten nur Nachklänge des Reformationzeitalters und der dazumal herrschenden, nun aber überwundenen Meinungen und Stimmungen. Doch diese Männer und ihre Geistesgenossen haben es bis jetzt nicht über eine Sektenwirkung hinausgebracht und werden, nach menschlicher Voraussicht, auch in Zukunft nicht weiter kommen, weil sie zu wenig im Element ihrer Zeit und ihres Volkes leben, von der Art dieses Volkes zu wenig in sich haben, zu wenig Fleisch von seinem Fleisch sind, wie Luther es für die Deutschen, Zwingli und Calvin füe die schweizerischen und romanischen Stämme waren. Der Protestantismus findet in Italien noch heute die selben Hindernisse wie zu Luthers Zeit; denn diese Hindernisse wurzeln in der Natur unseres Volkes.

Die romanischen Völker, namentlich die Italiener, waren stets in ihrer ganzen Art, die moralischen Begriffe, das Leben und seine Schicksale, das Göttliche und Geistige aufzufassen, nicht sowohl „Christen“ im höchsten und wahrsten Sinn des Wortes als „römische Katholiken“; sie bleiben heute noch so, wie sie der Charakter und die Ueberlieferung ihrer ganzen Geschichte gebildet hat, aus denen das Papstthum hervorging, die Institution, die wiederum dazu beitrug, diese Völker in ihrem Urcharakter zu bestärken. Der vereinsamende Individualismus, das auf sich selbst gestellte, nach innen gekehrte Gedankenleben, aus dem der Protestantismus die Freiheit des persönlichen Gewissens schöpft und jeden Mittler zwischen dem des Heiles Bedürftigen und Gott ablehnt, die Wollust, die der Mensch empfindet, der sich allein auf der schwindelnden Höhe der menschlichen Probleme bewegt, Alles, was auf die Puritaner und Pietisten einen so mächtigen Reiz übt, widerstrebt der unmittelbaren, mittheilsamen und phantasiereichen Gefühlsweise der Italiener, ihrem Bedürfniß, einander ihre Seele und ihre Gefühle zu enthüllen, gemeinsam und öffentlich, mit lauter Stimme, in den Straßen und auf überfüllten Plätzen, in dem vollen und warmen Licht der südlichen Sonne ihre Gedanken und Gefühle zu pflegen. Damit nun dieses echt romanische und italienische Bedürfniß der Geselligkeit auch in der Religion Befriedigung finde, genügt es nicht, daß, wie in der evangelischen Kirche, das Wort Gottes, wenn nicht durch die Zustimmung, wenigstens durch die freie Erörterung

der Gläubigen bekräftigt werde. Die persönliche Ueberzeugung befriedigt den südlichen Gläubigen nicht: er verlangt die laute und öffentliche Uebereinstimmung mit seinen Glaubensgenossen und ihre gemeinsame Kundgebung in der mächtigen, althergebrachten Einheit der Kirche, im feierlichen Schauspiel des kirchlichen Symbols, im Gepräng der Feste und Riten. Bei seinem künstlerischen Charakter kann das italienische Volk die sittlichen Wahrheiten ohne sinnliche Vermittelung nicht lebhaft erfassen. Das strenge Christenthum der ersten apostolischen Generationen, zu dem Luther zurückkehren wollte, der heilige, geistige Wahn, die heroische Spannung und Konzentration des ganzen menschlichen Geistes in eine einzige Idee, die ihn aus sich selbst, über die Natur und das Leben hinwegrafft, setzt im Innern des Menschen einen Zustand erhabener Zerrüttung voraus, der in schroffstem Gegensatz zu der Harmonie aller geistigen Fähigkeiten, zu der Uebereinstimmung des Menschen mit seinen Genossen und der schönen Natur steht, wie sie aus der Blüthezeit der italienischen Kunst und Geschichte zu uns spricht.

Die Religion der Italiener hat sich seit dem Mittelalter immer mehr veräußerlicht und verweltlicht; sie hat sich von der mystischen und innigen Geistigkeit der ersten christlichen Gemeinden entfernt, um wieder zu werden, was sie wohl im Grunde stets für die Italiener, vielleicht in Etrurien und jedenfalls in Rom war: die feierlichste und ansehnlichste unter den öffentlichen Ceremonien, die auch am Meisten Würde und rituellen Pomp erforderte. Der alte Römer setzte die Moralität hauptsächlich in den Anstand, in die äußere Zier, durch die sich die Tugend der öffentlichen Bewunderung darbietet. Auch die Religion, das wichtigste soziale Gesetz, forderte von ihm die formelle und öffentliche Erfüllung der vaterländischen Gebräuche. So, glaube ich, kommt es — kein Historiker hat jemals darauf hingewiesen —, daß die Religion noch heute bei den Italienern, besonders im Volk, zunächst eine rituelle, äußerliche Befolgung der kirchlichen Vorschriften ist und viel größeren Werth auf die Werke und deren öffentliche Erfüllung durch das Priesteramt legt als auf die Innigkeit des persönlichen Glaubens, der nur aus dem Herzen spricht und sich selbst genügt.

Der Protestantismus findet in Italien eine ähnliche Gesellschaft wie in den Tagen der Reformation. Dem katholischen Gläubigen ist er zu kühn, der Mehrzahl der Gebildeten und Freigeister zu beschränkt. Jenen Ketzerei, Diesen ein neuer Aberglaube. Die Gläubigen verharren in der Kirche, die Denker im Unglauben. Entweder versinkt Italien in die Sklaverei des Papstthums oder es erhebt sich über alle positiven Bekenntnisse hinweg. In der Religion kennt es eben so wenig wie in der Politik die goldene Mitte; die Vernunft bleibt entweder ganz Meisterin oder wird ganz Sklavin. Das ganze italienische Leben wird durch diesen tiefen Abstand zwischen den gebil-

deten, skeptischen Ständen und dem unwissenden, verachteten Volke charakterisirt; dort ein fast heidnischer Aberglaube, der in einem schlecht begründeten Werkdienst das Heil sieht, hier die Abwendung von aller Religion. Jede starke reformatorische Bewegung müßte einen volksthümlichen Charakter tragen; doch die gebildeten Italiener, die Leiter unserer Kirchenpolitik, Männer wie Cavour, Bonghi, Minghetti, hatten und haben zur naiven Masse des Volkes fast gar kein inneres Verhältniß. Die beiden Schichten kennen einander nicht. Luther fühlte mit dem gemeinen Mann, Cavour vermochte es nicht. Für den eigentlichen Kern der Volksseele, die Mystik in ihren verschiedenen Aeußerungen, besaß Cavour wenig und Luther sehr viel Verständniß. Wer von der Betrachtung der schmerzlichen, deutsch-gewissenhaften Seelenkämpfe Luthers kommt, staunt, wenn er sieht, daß Cavour Manches in seinen Denkschriften über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche nur γυμναστικῶς, also zur bloßen Uebung und ohne eine eigene innere Ueberzeugung, behauptete. Cavour ist Weltmann, Luther Volksmann. Daß in Cavour der Verstand überwog, hat auf die ganze Bewegung, die er einleitete, fortgewirkt. Dieser Weltbürger und Experimentalpolitiker konnte der Menge italienischer Katholiken nie so nah kommen wie Luther seinen Deutschen, zu denen er innerlich gehörte. Und darin sind Beide typische Vertreter ihrer Nation. Wie bei den Gebildeten überhaupt, tritt besonders bei den italienischen Protestanten diese Abgeschiedenheit von der Masse des Volkes deutlich hervor. Ihnen ist die Vereinigung des religiösen mit dem politischen Programm, die in der Reformation und in Savonarolas Versuch wirksam war, nicht gelungen; der mystische Patriotismus fehlt ihnen ganz. Sie halten ihr Ziel fern von jedem praktischen und sozialen Interesse. Ihr Werk ist eine Jakobsleiter, die in den Wolken schwebt und jede Berührung mit der Erde verloren hat. Sie reden nur vom Himmel. Italien kann diese Sprache nicht mehr verstehen.

So bleibt dem italienischen Protestantismus nur eine gewisse Zahl zarter Seelen, die vor dem Abstand zwischen der Wissenschaft und dem Gewissen zurückschrecken, sich von dem alten Aberglauben verletzt fühlen und vor der bloßen Philosophie fürchten. Literaten zum großen Theil, Redner, Leute, die, mit historischen Studien geistig genährt, sich von der plötzlichen Entdeckung des Evangeliums ungefähr so begeistert fühlen wie von der Auffindung eines Manuskriptes in den Ruinen von Herkulanum. Sie zeigen ihre Entdeckung dem Volk; doch das Volk bleibt gleichgiltig. Und so wird in Italien geschehen, was wir bei verschiedenen Nationen werden sahen, die sich aus Trägheit an ein versinkendes Pharisäerthum halten und dabei nicht genug Reinheit besitzen, um daran glauben, nicht genug Glauben, um es reformiren, nicht genug Geistesstärke, um es entbehren zu können.

Mailand. Paolo Zendrini.

Hamburger Rauchfleisch in Jena.

Das Haus Frommann und seine Freunde: wer denkt dabei nicht an die Heimstätte idealer Geselligkeit, an den klassischen Kreis bedeutender Menschen? Als der Treusten Einer verkehrte da Johann Diederich Gries, der treffliche Uebersetzer des Tasso, Ariost und Calderon. Er war in Hamburg geboren und starb dort, hat aber die längste Zeit seines Lebens in Jena zugebracht. Die Familie Frommann hatte es ihm angethan, der hochgeachtete Verleger Karl Friedrich Ernst Frommann und seine Frau Johanna,*) das älteste Kind des Magisters Wesselhöft, Konrektors am Johanneum zu Hamburg, und der Tochter des dortigen Buchhändlers Bohn. Ihr Haus war der geistige Mittelpunkt. Hier trat Gries in nahe Verbindung mit Goethe und Schiller, Herder und Herbart, Fichte und Hufeland, Schelling und Schlegel, Wieland und Knebel, Steffens und Tieck. Der Fortzug vieler guten Bekannten, der Tod des lieben Ehepaares Frommann, Goethes Heimgang und der dringende Wunsch seiner hamburger Verwandten veranlaßten schließlich den alternden Dichter-Dolmetscher, in die Vaterstadt heimzukehren, wo er, von treuen Händen gepflegt, bis zu seinem am neunten Februar 1842 erfolgten Ende gelebt hat.

Wie die meisten Hamburger, war auch Hofrath Dr. iur. Gries ein Feinschmecker, der Delikatessen und einen edlen Tropfen zu schätzen wußte. Sein Bruder Johannes, Syndikus von Hamburg und Bundestagsgesandter, hatte ihm manchmal leckere Speisen und köstliche Weine nach Jena geschickt. Da lud denn der Junggeselle sich Gäste zu üppigem Schmaus, wobei Gesang und froher Becherklang, auch zum Schluß eine Partie L'Hombre oder Whist nicht fehlten. Solche Sendungen hatten in Jena, wo eine einfache Küche üblich war, sich stets ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt. Gern gedachte Gries nun in Hamburg der Begeisterung und Dankbarkeit, womit die kulinarischen Gaben begrüßt zu werden pflegten, und er entsann sich, daß das berühmte Hamburger Rauchfleisch dem Gaumen der jenaer Freunde und Freundinnen ganz besonders mundete. Einst war die Frage erörtert worden, ob es kalt oder warm verspeist werden müsse, und Gries hatte mit dem folgendem Sprüchlein den Streit entschieden:

Rindszung' ißt niemals warm ein guter Schmecker,
Doch kalt geworden, ist sie brav und lecker.

Seine Beziehungen zu Jena wurden durch die jüngere Generation der Familie Frommann aufrecht erhalten, den Sohn Fritz und seine Frau Wilhelmine, die nach dem Vorbild ihrer verstorbenen Eltern in dem alten Haus gern Gäste bei sich sahen. So sandte Gries, wie schon früher, auch zu Neujahr 1840 ein mächtiges Stück Rauchfleisch, zu dessen feierlicher Vertilgung Frommanns alte und neue Freunde baten. Da erschienen denn der Minister Anton von Ziegesar, Kommissar für Universitätangelegenheiten, Besitzer des Rittergutes Drakendorf; Prorektor Geheimrath Karl Ernst Schmid, Staatsrechtslehrer; Geheimer Hofrath Dietrich Georg Kieser, Mediziner und Zoologe; Oberappellation-

*) Näheres über sie bietet mein Buch „Bei Goethe zu Gaste" (Leipzig, Georg Wigand), das auch die Bildnisse der Beiden, ihrer Tochter Alwina Frommann, ihrer Adoptivtochter Minchen Herzlieb nach Originalaquarellen zeigt.

rath Karl Wilhelm Walch; Hofrath Friedrich Christoph Dahlmann, der bekannte Geschichtschreiber; Geheimer Hofrath Friedrich Sigismund Voigt, Direktor des Botanischen Gartens; Kirchenrath Friedrich Heinrich Christian Schwarz, der Pädagoge; Hofrath Friedrich Gottlob Schulze, Direktor des Landwirthschaftlichen Lehrinstitutes; Kirchenrath Karl August Hase, der berühmte Theologe; Hofrath Karl Wilhelm Göttling, klassischer Philologe; Hofrath Emil Huschke, Physiologe; Hofrath Heinrich Wilhelm Ferdinand Wackenroder, Pharmakologe; Gustav Asverus, Professor des römischen Rechts; Stadtrichter Karl Christian Lebrecht Lindig, Hofadvokat und Stadtschultheiß; Professor Hermann Brockhaus, Orientalist, Sohn des Begründers der leipziger Weltfirma, und Professor Christoph Martin, der Kriminalist. Alle zum Genuß des Hamburger Rauchfleisches Geladenen schrieben nun, dem aufmunternden Beispiel des Gastgebers Fritz Frommann und seiner Gattin folgend, ein mehr oder minder ausführliches, persönliche Erlebnisse, eigene Anschauungen oder gelehrte Bestrebungen berührendes Dankeswort nieder, worauf Gries jedem Einzelnen in Versen, frisch vom Herzen, erwiderte. Diese sinn- und beziehungreichen Schriftstücke sind uns erhalten und gewähren interessante Einblicke in die Ideen- und Gefühlswelt hervorragender Menschen. Aus dem im Original mir vorliegenden Sammelbrief gebe ich die folgenden Proben:

Verehrter Freund! Jena, 20. Januar 1840.

Um das von Ihnen gütigst gespendete vortreffliche Rauchfleisch hat sich gestern eine eßlustige Gesellschaft versammelt, wie Figura zeigt (folgen die Namen), und demselben nach besten Kräften zugesprochen, ohne jedoch den Fleischkoloß, hinter dem sich meine Wenigkeit schier verlor, gänzlich bezwingen zu können. Die Gefühle, Erinnerungen und Gedanken, welche dabei in uns geweckt wurden, werden unsere werthen Gäste nach der Reihe Ihnen selbst mittheilen, daher ich mich, nachdem ich als Wirth und Ceremonienmeister hierdurch den Sprechsaal eröffnet, in den Hintergrund zurückziehe. Treu und dankbar Ihr

Fr. J. Frommann.

Theuerster Freund!

Wenn Sie gleich den Unterzeichneten nicht mit Unrecht, aber doch ohne seine Schuld, in manchen Abschnitten Ihres hiesigen Lebens zu den wohlbekannten dicken Freunden gerechnet haben, so können Sie doch versichert sein, daß Sie in meinem Herzen immer einen der ersten Plätze behaupten. Unsere täglichen Beschäftigungen und Gewohnheiten führten uns hier nicht so oft zusammen, als es mir Freude gemacht haben würde, zumal seitdem mir die Veränderung meiner Verhältnisse die Notwendigkeit auflegte, die Abendstunden im Hause zuzubringen; aber dennoch versichere ich, daß Ihre Entfernung von uns auch bei mir eine große Lücke zurückgelassen hat. Mit großer Freude habe ich von Herrn Frommann gehört, daß es Ihnen körperlich so wohl geht, als, wie man in bekannten Fällen von Mutter und Kind sagt, „die Umstände gestatten"; Umstände, die bei uns, die wir nun nach und nach in das erste Glied einrücken, sich freilich nicht mehr ändern können. Je dünner nun die Reihen der Altersgenossen werden, desto mehr sollten die noch übrigen sich an einander schließen; und da gehören wir Beide sehr nahe zusammen, da Sie nur um drei Monate vortheilhafter stehen als ich. Rufen Sie mir aber nicht etwa zu, wie der große Cujas den Herren

von Toulouse: frustra absentem requiritis quem praesentem neglexistis. Denn das Letztere kann ich doch nicht zugestehen, weder der That noch am Allerwenigsten der Gesinnung nach. Noch größer würde meine Freude sein, wenn ich mich einmal in Person von Ihrem Wohlsein überzeugen könnte; aber Das gehört nun schon zu den Wünschen, die sich nicht bis zu Hoffnungen erheben können, weil ich schwerlich noch nach Hamburg noch Hamburg zu mir kommen wird. Nehmen Sie daher aus der Ferne den aufrichtigen und herzlichen Händedruck eines Mannes, der Ihnen stets mit der innigsten Hochachtung und Liebe zugethan war und ist, verbunden mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen, und gönnen Sie auch mir ein Plätzchen in Ihrem wohlwollenden Andenken.

Schmid.

Verehrtester Freund!

Daß Sie auch in der Ferne noch fortfahren, Ihre und des frommannischen Hauses Freunde alljährlich durch treffliches Rauchfleisch zu erfreuen, ohne, leider, selbst an dem fröhlichen Mahl theilnehmen zu können, zu welchem es Veranlassung giebt, ist unter Ihren vortrefflichen Maximen und Gewohnheiten eine, die ich nicht genug preisen kann. Höchst erfreulich war mir daher der von unserem Freunde und gütigen Wirth veranlaßte und von seinen Gästen mit lebhafter Zustimmung gefaßte Beschluß, Ihnen gemeinschaftlich, aber Jeder für sich und nicht Einer für Alle, unseren warmgefühlten Dank und aufrichtige Ergebenheit schriftlich auszusprechen. Indem ich mich zu diesem Behuf anschickte, den Platz zwischen meinen beiden Tischnachbarn auf diesem Papier wieder einzunehmen, konnte ich nicht umhin, ein Wenig in das Konzept meines Herrn Vorgängers zu schielen, und da fand ich das Beste, was ich sagen konnte und wollte, schon auf dem Papier. Es bleibt mir deshalb nichts übrig, als nur mit wenigen Worten auch für meinen Theil Ihnen für das am vergangenen Sonntag genossene Vergnügen meinen besten Dank zu sagen und unter den aufrichtigsten Wünschen für Ihr fortdauerndes Wohlergehen Sie zu bitten, mich in freundlichem Andenken zu behalten. Mit innigster Hochachtung und Ergebenheit für immer Ihr Diener und Freund Walch.

P. P.

Bekanntlich liegt jeder organischen Vereinigung eine Idee zu Grunde. Und so waren denn Sie, verehrtester Freund, am letzten Sonntag die lebendige Idee unseres Mahles, bei welchem, da nach der Naturphilosophie einem Idealen auch jedesmal ein Reales als Pol gegenüber stehen muß, das Rauchfleisch füglich diesen Pol repräsentiren konnte. Da nun aber eine Idee, nach gleichem Gesetze, lebendig fortzündet, so wirkte auch Ihr Andenken, als ich vom heiteren Mahl nach Hause kam, auf die Meinigen; und sie tragen mir, insbesondere aber meine Frau, die schönsten Grüße an Sie auf. Sie sagten mir einmal: „daß, wer die Gicht habe, sie nimmer wieder los würde"; ich kann aber versichern, daß ich sie jetzt völlig los bin, wenn sie nicht, „dem Veilchen gleich, das . . .", noch wo steckt; wünsche Ihnen aber dennoch gleiche Aussicht auf Verborgenheit. Sobald Physik und Chemie den Weg zwischen hier und Hamburg bis auf vierundzwanzig Stunden vermindert haben werden, sehen wir uns auch gewiß noch einmal wieder; bis dahin wünsche wiederholt bestes Wohlsein. Ihr Fr. S. Voigt.

„O allerbester Klumpen Fleisch und wackerster an Gemüthe,
Der Du dem Staat ein Hort erscheinst und Allen uns, den Bürgern!"
Aristophanes.

Die Ideenzünderei geht immer weiter, wie Sie sehen, und hat sogar in den alten Aristophanes rückwärts eingeschlagen, aus welchem ich Ihnen, trefflichster Freund und Uebersetzer, diese Zeilen übersetzt habe, damit Sie sehen, daß Sie zu dem Fleischgeschenk förmlich prädestinirt sind und deshalb um so weniger jemals aufhören dürfen, jedes Neujahr „dem Staat ein Hort zu erscheinen". Glauben Sie aber nicht, daß ich etwa blos beim Rauchfleisch an Sie dächte: im Gegentheil wird Ihr Fernsein von mir nicht allein, sondern von uns Allen schmerzhaft empfunden! Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken. C. Göttling.

Die Gefühle der Verehrung, freundschaftlichen Ergebenheit und Dankbarkeit, welche meine Herren Vorgänger ausgesprochen haben, erfüllen auch mich und mit Vergnügen benutze ich diese Gelegenheit, Dies eigenhändig zu versichern. Als Freund einer vorwärtsschreitenden Oekonomie sage ich Ihnen aber noch besonders dafür Dank, daß Sie zu deren Vervollkommnung so zweckmäßig hinwirken. Die thüringische Zunge ist gewöhnlich befriedigt, wenn die Kinnladen nach langer, mühsamer Arbeit aus den harten Muskeln ausgemergter Kühe oder abgetriebener Ochsen eine kraftlose Feuchtigkeit ausgequetscht haben, und sehnt sich nicht nach Besserem. Daher setzen die hiesigen Landwirthe bequem ihre mageren Bestien ab und darnieder liegt die edle Kunst der Viehmast. Jene Sehnsucht zu wecken, diese Kunst zu heben: dazu ist nichts geeigneter als das Ideal, welches Sie von Jahr zu Jahr in Jena aufstellen. Die Küche unseres Freundes Frommann, von Ihnen erkoren, das „allernobelste" Produkt der nordischen Oekonomie aufzutischen, braucht seine Buchhandlung nicht darum zu beneiden, daß sie die edelsten der Früchte, welche Sie im Süden pflückten, zu vertheilen hat. Mit den aufrichtigen Wünschen für Ihr Wohlbefinden und mit der Bitte um Erhaltung Ihres wohlwollenden Andenkens der Ihrige Schulze.

Mein verehrtester Freund!

An dem köstlichen Schmaus, den das Rauchfleisch von großem Renommee, so weit meine jenaische Erinnerung zurückreicht, alljährlich veranlaßt und die freundliche Güte unseres bewährten Freundes und seiner wirthschaftlichen Gemahlin ausrichtet, fehle auch ich als alter Theilnehmer und rüstiger Mitesser nicht in der Reihe. Sehen Sie sich doch einmal das Konterfei der Tafel an: und sicher werden Sie auch ohne meine ausdrückliche Bemerkung zu der Ueberzeugung kommen, daß Ihre alten Bekannten in alter Weise munter waren und Ihrer gedachten mit der Anhänglichkeit, auf welche Sie ein so großes Recht haben. Wäre Sprichwörtern noch zu trauen, gewiß, die Ohren hätten Ihnen am neunzehnten Januar klingen müssen, als schlüge der Tambour einen Wirbel ohne Ende. Indessen wollen wirs uns ausgebeten haben, daß Sie nicht etwa meinen, es sei unser Gedenken Ihrer erst durch das Achtel oder Viertel eines Ochsen, das, wie ich sehe, jeder meiner Vormänner nach seiner Weise deutet und das ich, mit Verlaub, für den ausgezeichnetsten, von Osmozom durchdrungenen, folglich schmackhaftesten thierischen Faserstoff erkläre, vermittelt worden. O nein, werthester Freund: Ihre Abwesenheit von Jena empfinden alle Ihre hiesigen

Freunde, auch diejenigen, die sich ehedem den Vorwurf der Vernachlässigung verdienter- oder unverdientermaßen je zuweilen zuzogen. Wenn wir aber lauter, lebhafter, mit Cheers Ihrer gedenken, sei es beim letzten Einnippen eines alten freud- oder leidvollen Jahres, sei es bei dem Opferrauch eines mächtigen Fleischstückes, sei es bei anderen Gelegenheiten, die uns die Lücke, die Sie gelassen, zeigen: wer möchte uns darum tadeln? Gar gern hören wir alsdann die eingelaufenen Berichte über Ihr Wohlergehen und wünschen von Herzen, niemals andere vernehmen zu müssen. Mir scheint es auch eben so natürlich wie billig und recht, daß die Königin der Hansa ihre schützende Kraft und belebende Macht ausübe auf ihren Angehörigen und wiedergewonnenen Insassen. Und sie möge sie bewähren fortan und in gleichem Grade, in welchem ihre Anziehungskraft stark und nachhaltig ist; in Bezug auf mich nach zehn Jahren noch völlig ungeschwächt. Weiden Sie die Augen und stärken Sie den Geist jemals an dem herrlichen Strom, der Pulsader der stolzen, glorreichen Hammonia, so erinnern Sie sich, daß er Tropfen enthalte aus dem armsäligen, fischlosen Fluß, der einst Ihren Zorn erregte, der aber auch „das Paradies berührt", an welchem alte, Ihnen treugesinnte Freunde wohnen und unter diesen Ihr H. Wackenroder.

In der obigen Tafelrunde finden Sie, Hochverehrter, auch meinen Namen. Ich war nicht so glücklich, zu der selben Zeit mit Ihnen dem lieben Jena anzugehören. Nichtsdestoweniger verehrte ich Sie schon längst, als noch Weimar mein Forum war, zwar nicht wegen des vortrefflichen Ochsenfleisches, welches Ihre Freunde zusammengeführt hat, sondern wegen Ihrer süßen Verse. Doch jetzt, im Entzücken der frohen Tischgesellschaft, muß ich mit Ihnen in Tassos „Befreitem Jerusalem" singen:

„Und oft ist in dieser Welt voll Wanken
Beständigkeit im Wechsel der Gedanken!"

Ich muß Sie auch loben wegen des allernobelsten Klumpen. Wer ich bin, Das, möchte ich, ließen Sie sich gelegentlich von dem vortrefflichen Senator Lorenz Meyer in Hamburg erzählen, der ohnehin noch nicht weiß, daß ich meinen Wohnsitz von Weimar nach Jena verlegt habe. Er wird sich gern der Reise nach Sachsen und Böhmen erinnern, welche ich vor zehn Jahren mit ihm gemacht habe, gern an die Tage denken, die er in meinem Hause in Weimar verlebte. Nehmen Sie mich, Ihren Verehrer, gütig unter die Zahl Ihrer Freunde auf und zugleich die Wünsche für die Fortdauer der vortrefflichsten allernobelsten Klumpen. Lindig, Großherzoglicher Stadtrichter zu Jena.

Zu den Ihnen, verehrter Herr, persönlich Unbekannten, die Ihre schöne Gabe bei dem gastlichen Mahl versammelte, gehört auch der Unterzeichnete. Aber mit nicht minderer Wärme als meine Vorgänger sende ich Ihnen die besten Wünsche für Ihr dauerndes Wohlergehen. Hermann Brockhaus.

Da sehn Sie den Lauf der Welt! Wenn Einer der hesperischen Sänger in so klarer heimischer Sprache mit uns redet, als wär' er alt geworden am Hofe Karl Augusts, oder wenn eins Ihrer heiteren und innigen Lieder Einem in die Hände und ins Herz fällt, so denken wir wohl: Wie mags unserem guten Gries jetzt am Alsterbassin ergehen? Und wünschen ihm still eine frohe Stunde. Aber zum Schreiben kommts doch erst, wenn solch ein Stück Urfleisch in die Universität hineinfällt und Gefühle zu Thaten erhebt. Dafür sei Ihnen ge-

wünscht, mein verehrter Freund, daß diese Welt, wie sie nun einmal ist, auch fortan Ihnen schmecke mit ihrem Fleisch und ihrem Geist; wir wollens uns mitschmecken lassen. Karl Hase.

Einst, als noch zwei Schwerter die Welt und die Völker regirten,
Aber das geistliche doch fraß viel weltliches Gut,
Hieß es gar oft, einen guten Magen habe die Kirche,
Darum, daß sie so wohl zu verdauen verstand.
Jetzt nun haben die Dinge sich völlig verkehrt und dennoch
Muß der Arme mit Ernst denken auf Magen und Mund.
Denn viel Böses giebts zu verschlucken; es wär' ihr zu wünschen
Schier ein Magen, wie der Vogel Strauß ihn besitzt.
Zwiefach gepriesen drum sollst Du mir sein, der so treffliche Gabe
Reichlich zum traulichen Mahl uns aus der Ferne gesandt.
Denn daß der Pastor sie mit den Freunden zusammen verzehrte —
Schon als Hammonias Kind hast Du es sicher gewollt.
Aber freilich: viel lieber ist mir, wenn in Freundes Gedächtniß
Auch nur ein kleiner Platz neben den Andern mir bleibt.
Daß er mir werde, darum will von Herzen gebeten ich haben.
Meister der Kunst! Verzeihst denn auch den holprigen Vers.

F. Ch. Schwarz.

An dem Festmahle theilzunehmen, hatte ich, als ein Ihnen persönlich ganz Unbekannter, zwar keinen Beruf, aber als ein Mann, der mit Brüdern und Schwestern, mit Frau und Kindern sich von je her an Ihren Werken erfreut hat, darf ich mich in die Reihe der Ihnen dankbar Ergebenen stellen. F. Dahlmann.

„Vierzig Jahre sind verflossen, seit ich dem edlen Sänger, dem geliebten Freunde näher trat; welch weites Feld der freudigsten, der schmerzlichen Erinnerung; der Freudenthränen viele, der Schmerzensthränen manche! Er blieb sich gleich und treu blieb ich ihm zugethan. Das ist der vielen Jahre hoher Werth, ein lichter Strahl für eine Ewigkeit! Drum sitz' ich hier nicht unverdient im heitren Kreise, den wir dem würdigen Sohn des unvergeßlich hochgeschätzten Vaters danken und der den biedern treuen Sinn des theuren Sängers hoch zu ehren weiß." So dacht' ich bei dem frohen Mahl und stillere Betrachtung zog mich in die weite Ferne. Nun tret' ich zu Dir, in der alten und der neuen Freunde Kreise, der Letzte in der Reihe, doch nicht der Letzte in Gesinnung und dem freudigen Hoffen, Du werdest ihm nicht fremder werden und gern bewahren, gern erkennen, was sich durch vierzig Jahre hat bewährt. A. von Ziegesar.

Sehr gern, verehrter Freund, ergreife ich die Feder, um die Reihe der Zuschriften Derer, die Sie durch Ihr Geschenk erfreut haben, zu schließen; besonders, da ich doppelt Ursache habe, Ihnen zu danken. Denn wenn man sich schon freut, einen Leckerbissen zu genießen, so ist die Freude, Andere einen solchen bei sich genießen zu lassen, doch noch viel größer, und diese empfinde ich nie mehr, als wenn Ihre und unsere Freunde sich zum Verzehren des Rauchfleisches bei uns versammeln, wo der gute Appetit, den sie mitbringen, auch auf ihre heitere Laune überzugehen scheint. Die größte Freude wäre es mir freilich, Sie selbst wieder unter ihnen zu sehen; doch wenn dazu auch keine Aussicht ist, so hoffe ich doch, daß Fritz sein Versprechen erfüllt und mich einmal nach Ham-

burg führt, was bedeutend an Interesse für mich gewonnen hat, seit es einen so lieben, alten Freund in seinen Mauern birgt. Bis dahin erhalten Sie mir Ihre freundliche Gesinnung und seien Sie überzeugt, daß mit Verehrung und Liebe Ihrer gedenkt Ihre Wilhelmine Frommann.

Auch aus dem „gehorsamsten Antwortschreiben", das Gries am zehnten März 1840 aus Hamburg schickte, will ich Einiges mittheilen.

Nach Standesgebühr verehrte Herrn,
Die Jenas Ruhm von nah und fern
Herangelockt und versammelt allhie:
Erlauchter Kurator der Akademie!
Prorector Magnifice zur Zeit!
Hochwürdige Herren der Geistlichkeit!
Hofräthe, geheim und öffentlich!
Auch Professoren, ordentlich
Und außerordentlich sogar,
Hier Alle gesellt in würdiger Schaar!
Gehorsamst Unterzeichneter weiß nicht zu bleiben
Vor Dankbarkeit für jenes Schreiben,
Womit Hochdieselben mich so beehrt,
Wie selten es Menschen widerfährt.
Es soll, unerreichbar dem Zeitenstrom,
Bei meinem Doktor- und Hofraths Diplom
Verwahrt auf ewige Jahre sein,
Bis die zweite Sündfluth bricht herein.
Auch genügt es nicht, daß ich in folle
Den Herrn hier meinen Dank nur zolle;
Zu jedem Einzelnen, wie sich gebührt,
Sei dieser Dankzoll abgeführt:
Doch Ordnung ist immer gut, gewiß!
Drum folg' ich ganz dem trefflichen Riß,
Der, höchst instruktiv, mir zeigt anjetzt,
Wie sich die wertheſten Gäste gesetzt.
Ich fange zur Linken von oben an
Und steige zur Rechten von unten hinan.

Herrn Geheimen Rath Schmid, Prorector Magnificus.

Zuerst dank ich Magnifico
Und bin gewiß von Herzen froh,
Daß Selbiger mich hat wollen beehren
Und helfen das Rauchfleisch mit verzehren,
Auch daß Er nicht gebraucht drei Treppen
Zu diesem Zweck sich hinaufzuschleppen;
Denn leider muß ich selbst gestehn,
Es ist nicht leicht, so hoch zu gehn.
Zwar, wie ich als Fuchs nach Jena kam,
Im Richterschen Hause die Wohnung nahm,
Da wards mir nicht im Mindesten schwer,
Drei Treppen zu steigen und wohl noch mehr.

Wer denkt im zwanzigsten Jahre daran,
Daß ein fünfundsechzigstes folgen kann?
Allein nach vieler Jahre Verlauf
Klomm ich selbst nur noch mit Mühe hinauf;
Wie konnt' ich es da den Freunden verdenken —
Den fetten zumal —, sich einzuschränken
Mit ihren angenehmen Besuchen?
Oft mußt' ich ja auch auf die magern fluchen!

Herrn Geheimen Hofrath Voigt.

Obwohl Ihr, vielgeehrter Voigt,
So hoch mit kühnem Schwunge flogt,
Daß ich mit meinen matten Schwingen
Nur kaum vermag Euch nachzudringen,
So muß ich dennoch nach, — ich muß,
Und werd' ich auch zum Ikarus.
Ihr sagt, das Rauchfleisch sei real;
Mir aber scheints ein Ideal,
Wie es der Kunst in seltnen Fällen
Gelingt, anschaulich darzustellen.
Ein jütischer Ochs von echtem Schrot,
Ein künstlich geheizter hamburger Schlot,
Die brachten, in innigster Vereinung,
Solch seltenes Ideal zur Erscheinung.
Real ist zwar das Fleisch allein;
Doch dringt der edle Rauch hinein,
Da wird gar bald, man weiß nicht wie,
Der niedre Stoff zur Poesie,
Entzündet Dichter und Philosophen,
Den zu Ideen und Den zu Strophen,
Und bricht in helle Flammen aus.
Viel tausend Grüße noch zu Haus!

Herrn Hofrath Schulze.

Wir haben mit großer Freude vernommen,
Freund Schulze sei wieder nach Jena gekommen;
Woraus denn klar genug erhellt,
Es giebt nur ein Jena in der Welt.
Selbst von den fetten pommerschen Küsten
Und ihren himmlischen Gänsebrüsten
Kamt Ihr zurück zum Saalestrand,
Wo man Dergleichen nie noch fand.
Fortschreiten wird nun die Oekonomie;
Veredelt nur erst das liebe Vieh
Und bringt den Bauern die Lehre bei,
Daß Kuhfleisch schlecht zu essen sei,

Damit sie nicht sagen zu ihren Kühen:
„Willst Du alte Bestie nicht mehr ziehen,
So soll der hungrige Bursch Dich fressen!“
(Bei Professoren sagt man essen.)
Und bringt Ihr nun am Saalestrande
Solch einen „nobelsten Klumpen“ zu Stande,
Wie ich gesandt als Musterprobe,
Dann schallt die Welt von Eurem Lobe,
Dann ruft Professor und Student:
„Dem Edlen setzt ein Monument,
Der uns erlöst vom Fleisch der Kühe!“
O schöne, reich vergoltne Mühe!

Herrn Hofrath Göttling.

Und nun erscheint Herr Hofrath Göttling
Von Alters her bekannt als Spöttling,
Der, weil er nicht gern den Anlaß verliert,
Den Aristophanes selber citirt,
Um uns mit attischem Salz zu reiben.
Wir könnten wohl auch Dergleichen verschreiben;
Jedoch da uns zu Ohren gekommen,
Ihr wollt zu der Wissenschaft Nutz und Frommen,
Wie Ottfried Müller und Friedrich Thiersch
(Ich mein' es sicher nicht satirisch)
Eine Reise machen nach Griechenland,
Durchstöbernd hellenischen Schutt und Sand,
So wollen wir Euch die Lust nicht verbittern
Und bringen ein höflich Citat aus den „Rittern“:
„Auf, gehe mit Heil und das Werk führ' aus,
Wie es wünscht mein Herz; und behüte Dich Zeus,
Obwalter des Markts! Und wann Du gesiegt,
Dann wieder von dort umkehrend zu uns
Schreit' her in der Kränze Belastung!“

Doch sagt uns nach vollbrachter Mühe,
Wie Euch geschmeckt die Spartanische Brühe.

Herrn Professor Martin.

Wohl hab' ich von Freund Martins Kuren
Auch hier zu Lande klare Spuren;
Man lobt mir seinen sichern Blick,
Sein gründliches Wissen, sein praktisch Geschick.
Doch könnt Ihr auch machen, daß Lahme gehen?
Daß Taube hören und verstehen?
Ja, könntet Ihr solch ein Wunderstück,
Ich kehrte morgen nach Jena zurück.
Nur Eins ist, das mir widersteht:
Homöopathische Diät.

Herrn Professor Brockhaus.

Der Herr Professor vom Sanskrit
Aß auch von diesem Fleische mit?
Er ist wohl keiner der Orthodoxen,
Sonst äß' er gewiß kein Fleisch vom Ochsen;
Denn vor viel tausend Jahren schon
Verbot es Bramas Religion.
Welch ein Triumph für Hamburgs Rauchfleisch:
Die Hindus selbst genießen auch Fleisch!

Herrn Kirchenrath Hase.

Jawohl ist Das der Lauf der Welt!
Der Eine steigt, der Andre fällt,
Es steigen die Jungen, es sinken die Alten;
So wards seit Olims Zeit gehalten.
Schon ist — wie die Hallische Zeitung verräth —
Mein Tasso et cetera Antiquität.
Drum werd' ich wohl ein hof . . fender Rath
Bleiben, bis sich mein Ende naht.
Doch wen tübingische Musen gewiegt,
Der weiß, wo Harum rerum liegt.

Herr Kirchenrath Schwarz.

Die Kirche — hört' ich vormals sagen —
Kann ungerechtes Gut vertragen;
Viel mehr gerechtes, so wie dies,
Das ich nach Jena wandern ließ.
Dazu — ich bin zum Eid erbötig —
Ist just kein Straußenmagen nöthig;
Muß doch die Aermste jetzt — o Graun! —
Den ganzen Strauß sogar verdau'n.
Wohl hab' ich, als ichs dargebracht,
Des wackern Suprintendenten gedacht;
Er ist in Hamburg wohlbekannt
Und manches Herz ihm zugewandt.
Jüngst ist er mir im Traum erschienen
Als Hauptpastor zu Sankt Katharinen,
Nachdem der Wolf hinausgejagt,
Der unsern Schafen schlecht behagt.
Ich hoffs noch wachend zu erleben;
Da soll es mehr als Rauchfleisch geben.

Herrn Hofrath Dahlmann.

Den edlen Geschichtschreiber der Dänen
Seh' ich mit Freuden unter Jenen,
Die unsrer alten Freunde Zahl
Sich zugesellt beim traulichen Mahl.

Zwar bin ich als echtes Hamburgerkind
Den Dänen nicht allzu günstig gesinnt;
Sie haben zu oft uns molestirt,
Bis wir das hungrige Maul geschmiert,
Auch haben sie uns recht nachbarhaft
Die Franzosen zur Stadt hereingeschafft.
Doch sei auch ihr Gutes nicht verkannt:
Wenn Jütland uns nicht den Ochsen gesandt,
So konnten wir ihn einbalsamiren
Und nicht die Freunde in Jena traktiren.

Herrn Geheimen Hofrath Kieser.

Wir haben in achtundzwanzig Jahren
Gar Mancherlei zusammen erfahren;
Doch Eins besonders ist mir geblieben
Tief ins Gedächtniß eingeschrieben:
Wie damals Eure Behendigkeit
Mich von dem verruchten Franzosen befreit,
Der mir, von Mordgier angehetzt,
Das Bayonnett auf die Brust gesetzt,
Weil ich sein Qui vive nicht vernommen.
Da wäre die Taubheit schlecht mir bekommen,
Da wars mit dem Versemachen aus,
Kein Rauchfleisch fandt' ich mehr zum Schmaus,
Wenn Ihr nicht kamt zur rechten Zeit;
Das dank' ich Euch in Ewigkeit.

Herrn Präsidenten von Ziegesar.

Zuletzt, der Letzte nicht, erscheint
Ziegesar hier, der edle Freund,
Der, wie auch manches Lustrum schwand,
Mir immer treu zur Seite stand.
Ja, unsre Freundschaft — dem Erhalter
Sei Dank! — hat schon ihr Schwabenalter
Erlebt und überlebt sogar;
So lebe sie noch manches Jahr!
O wonnigliche Jugendzeit,
Wie liegst Du hinter uns so weit,
Da wir, noch Beid' in Jünglingsjahren,
In Drakendorf so fröhlich waren!
Bald trat der Ernst ins Leben ein;
Der Feinde dichtgedrängte Reihn
Durchbrausten unser liebes Thal
Und nach der Freude kam die Qual,
Dann führte von dem theuren Ort
Mich Trennung mehr als einmal fort;

Und immer dennoch kehrt' ich wieder
Und fand den Freund stets treu und bieder.
Nun giebts wohl keine Wiederkehr:
Mit fünfundsechszig reist sich schwer.
Doch darauf, Freund, nimm meine Hand:
Am Elbe- wie am Saale-Strand
Bleibt, als ein heiliges Vermächtniß,
Tief eingeprägt in mein Gedächtniß
Die schöne drakendorfer Zeit,
Liegt sie auch hinter uns so weit!

Nachdem ich so dem edeln Kreise
Der Gäste gedankt nach schuldiger Weise,
Allen zugleich und Jedem allein,
Muß auch gedankt dem Wirthe sein.
Denn Er und seine liebe Frau
(Betrachten wir den Fall genau),
Die machten erst die Sache gut.
Was war der Stoff? „Geronnenes Blut".
Ihr Alle hättet mich ausgelacht,
Hätt' ich es roh zur Tafel gebracht;
Erst durch die künstliche Zubereitung,
Nach der Frau Wirthin weiser Leitung,
Vermählte sich dem Stoffe die Form
Und gab dem Geschmack die sichre Norm.
Und was wohl würde der „nobelste Klumpen"
Von Fleisch ohn' einen tüchtigen Humpen
Des allernobelsten Trankes sein?
Den schafft der wackre Wirth herein.
Schon steigt mir aus dem grünen Glase
Ein Duft von Steinberg in die Nase.
Ja: Das ist echter deutscher Wein;
O sei gesegnet, Vater Rhein!
Füllt denn noch einmal, tapfre Zecher,
Füllt bis zum letzten Rand den Becher,
Hebt hoch gen Himmel ihn empor
Und leert auf Jenas ewgen Flor
Und seiner Söhne Heil ihn aus!
Hoch leb' auch dieses edle Haus!

So lange die Universität Jena blüht, der die goldene Zeit eines Goethe den hellsten Glanz verlieh, so lange dort die Erinnerung an die klassische Literaturepoche lebendig bleibt, wird das Haus Frommann genannt werden; und wenn von seinen Freunden die Rede ist, nennt Jeder zuerst den Namen Johann Diederich Gries.

Greifswald. Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Möller & Gutmann.

Ich möchte wissen, ob Herr Konsul Gutmann jetzt ruhig schläft. Wenn seine Hibernia-Aktion nun mißglückt? Der Handelsminister hats leicht. Stechen die Dornen allzu spitzig ins Fleisch, so windet er sich aus ihnen eine Dulderkrone, präsentirt sich in diesem Schmuck der schaulustigen Menge und schluchzt: Seht: mein großer Plan ist am Widerstande des Syndikates gescheitert! War ich nun auf der rechten Spur, als ich dem Staat eine führende Stimme im Syndikat erlisten wollte? Ja oder nein? Ich habe meine Schuldigkeit gethan, thut Ihr die Eure! . . Der Freiherr von Zedlitz hat, um Herrn Möller Hilfe zu bringen, nach dieser Richtung schon eine reconnaissance en force unternommen; im „Tag" drohte er, falls die Aktionäre die Verstaatlichung der „Hibernia" ablehnten, werde man mit einem Gesetz gegen die Syndikatsmacht vorgehen. Die Firma Bleichröder kann sich jetzt leichter trösten: was ihr durch das W. T. B. angethan ward, hat der „Tag" der Berliner Handelsgesellschaft zugefügt. Denn daß die Handelsgesellschaft an den Unternehmungen des Herrn Scherl kapitalistisch betheiligt ist, weiß in der Burgstraße Jeder; und man konnte nun spöttisch auf die Thatsache hinweisen, daß Herr Fürstenberg auch seinen Wolff gefunden habe. Nicht zum ersten Male. Der Lokalanzeiger hat ja gegen das von der Handelsgesellschaft protegirte Königreich der Obreno- und Karageorgewitsch einen Feldzug geführt, der sich freilich, man weiß nicht, warum, ganz plötzlich in Wohlgefallen aufgelöst hat. Rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht. Doch für Bleichröder bleibts ein Trost, socios habuisse malorum. Das Kohlensyndikat scheint übrigens geneigt, der Versuchung zu erliegen, und bereit, sich wirklich zu rüsten, als gelte es, einen ernsten Strauß zu bestehen. Schlechter könnte es seiner Sache nicht dienen. Will es etwa Herrn Möller den Gefallen thun, die ursprüngliche Inkorrektheit des Ministers, die in ein ganz anderes Kapitel gehört, mit dem Schleier des Vergessens zu bedecken und selbst an dem plumpen Manöver mitzuwirken, bei dem naiven Leuten Sand in die Augen gestreut werden soll? Das Syndikat sollte sich vorsichtig zurückhalten, statt voreilig zu remonstriren. Der Berliner Handelsgesellschaft erweist es mit dem übereilten Protest kaum einen Gefallen. Wozu sich aufregen? Nimmt die Generalversammlung der Hibernia die Verstaatlichung an, so bleibt dem Syndikat noch Zeit genug, von seinem Bestätigung- und Ablehnungrecht Gebrauch zu machen. Da aber, wie es scheint, das Projekt schon von der Aktionärversammlung bestattet werden wird, so wäre ein unerbetener Widerspruch des Syndikates gewiß nicht klug. Jetzt wird Herr Möller, den das Syndikat mit seinem unzeitgemäßen Geschnatter auf eine gute Idee gebracht hat, freilich nicht so leicht locker lassen. Wahrscheinlich will er ja noch recht lange Minister bleiben. Dann wird er sagen, gegen ihn wüthe das Syndikat, vor dessen finsterem Trachten er das deutsche Volk rechtzeitig gewarnt habe. Seine Leute sagens schon jetzt; und doch wäre Möllers Plan auf den selben Widerstand gestoßen, wenn wir kein Kohlensyndikat hätten. Nützen wird der langen Excellenz diese Taktik ja kaum; aber immerhin ists eine Pose, in der man sich vor den Harmlosen zeigen kann. Und der Handelsminister kann darauf pochen, daß sein Plänchen den Staat bisher weder einen rothen Heller gekostet noch mit irgend welcher Verpflichtung belastet hat.

Für Herrn Konsul Gutmann liegt die Sache anders. Seine Bank wird

vielleicht nicht nur an ihrer Reputation, sondern, was ihm wohl schmerzlicher wäre, auch an ihrem Vermögen Einbuße erleiden. Volle zwanzig Millionen Mark Nominale soll der Concern Dresden-Schaaffhausen aufgekauft haben, seit er den Auftrag erhielt, die Verstaatlichung der Hibernia vorzubereiten. Von diesen Aktien ist natürlich kein einziges Stück an die Kundschaft gekommen; denn es handelte sich um die Sicherung der nöthigen Stimmenzahl, um die Eroberung der Macht, die dann gegen etwas mehr als dreißig Silberlinge verschachert werden soll. Zwanzig Millionen Mark Nominale bedeuten bei einem Durchschnittskurs von nur 210 eine Ausgabe von 42 bis 43 Millionen Mark. Wurde die Verstaatlichung erreicht, dann brauchte man sich keine Sorge darüber zu machen, daß eine so ansehnliche Summe für ein Weilchen flüssig gemacht worden war. Nach kurzer Frist wurde die erhandelte Waare ja vom Staat mit barem Gelde bezahlt und außerdem blieb noch ein fettes Profitchen von mehr denn alltäglichen Proportionen hängen. Woher aber wird Herr Guttmann diese 43 Millionen nehmen, falls das Geschick ihn verurtheilen sollte, auf seinen Hibernia-Aktien sitzen zu bleiben? In der Dezemberbilanz der Dresdener Bank vom Jahr 1903 war der Effektenbestand mit 38, in der des Schaaffhausenschen Bankvereins mit kaum 33 Millionen Mark beziffert; macht zusammen 71 Millionen. Um weit mehr als die Hälfte würden nun plötzlich diese Effektenkonti in der nächsten Bilanz anwachsen, wenn die verbündeten Banken ihre Hibernia-Aktien unter allen Umständen, ob mit oder ohne Verstaatlichung, behalten wollten. Der Concern rühmte sich ja des Entschlusses, beim Scheitern des Verstaatlichungplanes erst recht jedes Stück zu ergattern, das auf den Markt käme. Im Verhältniß zum Kapital der beiden Banken würde der bisher erworbene Bestand an Hibernia-Aktien, wenn er mit 20 Millionen ungefähr richtig veranschlagt ist, sich so vertheilen, daß auf die Dresdener Bank rund 13 Millionen Nominale, bei einem durchschnittlichen Einkaufskurs von 210 also eine Ausgabe von etwa 28 Millionen Mark entfiele. 28 Millionen Mark! Aus der letzten Kapitalserhöhung, zu der die Aufnahme der Genossenschaftbank und des Hauses Erlanger den Anlaß bot, flossen der Dresdener Bank im Ganzen $6^1/_2$ Millionen Mark bares Geld zu (denn der Agiogewinn von 36 Prozent mußte, nach dem Gesetz, für Reserven verwendet werden). Die Differenz zwischen $6^1/_2$ und 28 Millionen ist auch für Großbanken nicht unbeträchtlich; und bei aller Hochachtung vor dem Genius des Herrn Gutmann möchte ich bezweifeln, daß er sich diese Summe, um sie in Aktien festzulegen, so beschaffen kann, daß man der Bilanz äußerlich nichts von solcher Machenschaft anmerkt.

Neben die 28 Hibernia-Millionen möge man rasch noch ein paar Ziffern stellen, die ein Bild der Situation geben. Das Aktienkapital der Dresdener Bank beträgt 160 Millionen: Hibernia-Bestand ein Sechstel davon; die Reserven betragen $36^1/_2$ Millionen: Hibernia-Bestand mehr als drei Viertel davon; Depositen (nach dem Stande am vorigen Jahresschluß) 108 Millionen: Hibernia-Bestand über ein Viertel davon. Was soll daraus werden? Bei anderen Effektenposten sagt sich der Aktionär, daß sie bei günstiger Gelegenheit abgestoßen werden und daß zwischen Bilanz- und Realisirungskurs obendrein gewöhnlich eine angenehme Marge ist. Wie aber stehts mit dem Hibernia-Vorrath? Entweder bleibt Herr Gutmann trotzig und liefert kein einziges Stück aus: dann ist die ganze Einkaufssumme gebunden und, wenn der Verkauf doch etwa noch nöthig wird, ein

Kurssturz und fühlbarer Verlust möglich. Oder Herr Gutmann thut Wasser in seinen Wein und läßt die Aktien fahren. Das würde aber nicht lange Geheimniß bleiben und den Kurs mit nicht minderer Gewalt niederdrücken. Eine dritte Möglichkeit wäre, daß Herr Gutmann andere Effekten der Dresdener Bank verkauft, um sich Luft zu machen; unbemerkt und ohne üble Folgen bliebe auch dieses Manöver nicht. Für die Aktionäre der Dresdener Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins ist, wie man sieht, also auf keinem der drei Wege, die Herr Gutmann beschreiten kann, viel zu holen. Ich glaube, daß der Konsul nie im Leben lieber die Hand zur Versöhnung mit der Stadt Berlin ausgestreckt, nie sich so bereit gezeigt hätte wie jetzt, über den Ablösungskurs der Aktien der Großen Berliner Straßenbahn mit sich reden zu lassen. Das aber ist der Fluch der bösen That. Die Feinde der Straßenbahn in der Stadtverwaltung — das Urtheil des Landgerichtes in Sachen Straßenbahn wider Hochbahn hat den Micke-Gegnern ja neue Hoffnung gemacht — werden sich der Aussicht auf ein geschäftliches Riesenfiasko der Dresdener Bank um so mehr freuen, als Herr Arnhold persönlich daran Theil hat. Die selben Ursachen, die den Straßenbahnherrschern zur Milde rathen, steigern den Trotz der im Rothen Haus Thronenden. Nur ein Thor wird nach den krausen Erlebnissen und Ueberraschungen der letzten Wochen noch Lust zu Prophezeiungen haben. Ich möchte wissentlich keiner sein und begnüge mich deshalb mit der Feststellung, daß Herr Gutmann in übler Lage ist. Wir wollen abwarten, ob und wie er sich aus dieser Schlinge herausarbeiten wird. Schlau genug hat er sich oft ja bewährt. Vorläufig zeigt er das Bild eines Menschen, der seine Beute mit den Zähnen festhält, weil ihm die Hände gebunden sind. Seine Verfolger sind ihm auf den Fersen, er ringt nach Luft, kann aber den Mund nicht öffnen: sonst entfällt ihm der Fang.

Die Kollegen sehen es mitleidlosen Herzens. Wenn die Bankdirektoren nur könnten, wie sie möchten! Seit sie auf der Schulbank ihre Hosen durchwetzten, haben die ergrauten Zierden unserer Hochfinanz nicht so elementare Empfindungen im Busen gehegt wie jetzt, da der Kollege Gutmann mit dem Lehrer gemeinsame Sache gegen sie macht. Das große Publikum, dem die Einsicht in das intime Leben dieser Schicht bisher versagt war, wird nun plötzlich in die Interna eingeweiht und merkt, mit freudigem Staunen, daß die Männer, deren Namen es stets mit tiefster Ehrfurcht nannte, weil es sie keiner persönlichen Regung, sondern nur geschäftlicher Erwägungen größten Stiles für fähig hielt, ganz wie andere Sterbliche denken und handeln, wühlen und hassen, Neid und Schadenfreude fühlen. Diese Enthüllung ist dem Ansehen der Hochfinanz nicht günstig. Den Bankdirektor umstrahlte bisher, wie den Diplomaten, der Nimbus geheimnißvoller Größe. Jetzt sind dem man in the street die Augen aufgegangen. So ist Das? Darin besteht die ganze Geheimkunst? Na, dann kann ich ja auch mitreden. Und er redet wacker mit und zögert keine Minute, nach seinen schlichten Begriffen von fairness mit starkem Nachdruck und mit der rasch zugelegten Miene des vollkommenen Sachverständigen Herrn Gutmann für den allein schuldigen Theil bei der reinlichen Scheidung zu erklären, die sich zwischen dem dresdener Concern und sämmtlichen übrigen Banken vollzogen hat. Von diesem moralischen Makel kann weder Herr Möller noch irgend ein Wohlgeruch Arabiens die Dresdener Bank je wieder befreien. Wenn die Ver-

staatlichung — eine Rarität in diesem Sommer allgemeiner Dürre — zu Wasser wird, hat Herr Gutmann zum Schaden und Boykott auch noch den Spott. Er hatte gehofft, die Deutsche Bank überflügeln und an der Spitze einer Streitmacht verbündeter Truppen das Bollwerk stürmen zu können, auf dessen Wällen Gwinner und Steinthal das Erbe Georgs von Siemens vertheidigen. Nun steht ihm eine Phalanx unter Karl Fürstenberg, dem Rauhen, Unbeugsamen, gegenüber und die Parole lautet: Pardon wird nicht gegeben! Dieser Karl, den er nie liebte, fängt an, ihm fürchterlich zu werden. Die Deutsche Bank aber ist nicht aufzufinden. Mankiewitz auf Urlaub, Gwinner in Homburg, Steinthal schweigsam. Fürstenberg und Rathenau holten für sie die Kastanien aus dem Feuer. Das ist der Humor davon; doch die Energie dieser Herren wird auch ihrer Handelsgesellschaft nützen. Der Deutschen Bank ists neulich mit Herrn Eugen Landau und der Berliner Bank ja ähnlich ergangen wie Herrn Möller mit Eugen Gutmann und der Hibernia. Nur war Gwinner klüger als die preußische Regirung: er verzichtete, bevor noch die eigentlichen Schwierigkeiten begannen, auf das Geschäft. Der Dresdener Bank bleibt auch nicht einmal der Trost, durch heißere Liebe der Börsengilde für die Abneigung der Bankwelt entschädigt zu werden. Wie könnte die Börse sich für ein Institut, für einen Mann erwärmen, der ihr um des eigenen Vortheils willen hinterrücks eins der wenigen Montanpapiere rauben wollte, die überhaupt noch im freien Verkehr gehandelt werden? Insgeheim haben sämmtliche Großbanken schon seit Jahren mit Hilfe des sie begünstigenden Börsengesetzes — das sie zu bekämpfen heucheln — der Börse das Geschäft entzogen; den brutalsten Handstreich gegen das Burgstraßenhaus hat aber die Dresdenerin unternommen. Solche Ueberraschungen hatte kein Jobber sich gewünscht.

Doch die Börse hat in den Hundstagen eine wilde Hausse erlebt. Ist sie dadurch nicht entschädigt? Die Kurse flogen nur so; in solcher Zeit wird sonst schon ein Prozentchen beschwatzt: jetzt fing unter fünf Prozent gar nichts erst an. Doch die Börse hat von diesen nervösen Sprüngen nur wenig Nutzen gehabt. Sie kamen viel zu rasch und unvermittelt. Die schönsten Steigerungen, die in kurzen Stunden die Arbeit von Monaten vernichteten, wurden an wenige Abschlüsse verschwendet. Zu verdienen war fast nichts, zu verlieren viel. Und auch für die Volkswirthschaft wird bei Alledem nichts herauskommen. Dem Verstaatlichungplan fehlt jede sozialpolitische Bedeutung und Preußen wird keinen Grund zur Wehklage haben, wenn ihm die Hibernia entgeht. Das Kohlensyndikat wird auch dann keine Extravaganzen wagen; läßt es sich aber wider Erwarten dazu verleiten, so hat die preußische Regirung noch genug Möglichkeiten der Abwehr. Schließlich wäre noch an die Beamten der Hibernia zu denken, die aber auch wohl nicht nach der Seligkeit lechzen werden, ins magere Staatsbudget zu gelangen. Ceterum censeo: Wenn die Leistungfähigkeit der Männer, die uns mit den Fusionen beglückten, nach ihrer Hibernia-That zu beurtheilen wäre, dann müßte man wünschen, daß nie durch eine künstliche Blähung der Wahn erzeugt worden wäre, der Herrn Gutmann trieb, den Macchiavelli der deutschen Finanz zu spielen. Macht schon der Hauptfusionarius solche Thorheiten: was soll dann aus den Fusionen werden, wenn die Epigonen dieses Geschlechtes regiren? Dis.

Notizbuch.

Im letzten Juliheft hatte Herr Dr. Hellpach die Schrift des leipziger Neurologen Dr. Paul Julius Möbius, „Das Pathologische bei Nietzsche", rühmend erwähnt und daran erinnert, daß Möbius die Möglichkeit angedeutet habe, Nietzsches Krankheit könne die Folge luetischer Verseuchung gewesen sein. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat nun die Aufnahme der folgenden Erklärung erbeten:

„Zu meinem schmerzlichen Erstaunen sehe ich aus einer Notiz des Herrn Dr. med. et phil. Willy Hellpach, daß es Menschen giebt — allerdings Menschen, die wohl nie einen Hauch von Nietzsches Geist verspürt haben —, die das Buch des Dr. Möbius über Friedrich Nietzsche ‚eine fein interpretirte Krankheitgeschichte' nennen. Dieses Machwerk ist bereits vom Dr. Raoul Richter mit vornehmer und zarter Empfindung streng und überzeugend zurückgewiesen worden, so daß ich es nicht für nöthig hielt, mich damit zu befassen. Aber angesichts der Notiz des Herrn Willy Hellpach erkläre ich, daß die ganze vom Herrn Dr. Möbius geschilderte Krankheitgeschichte auf vollständiger Unwahrheit und Erfindung beruht. Aus welchem Morast von Haß und Neid er die Behauptung einer luetischen Durchseuchung und Erkrankung Friedrich Nietzsches im Jahre 1866 bezogen hat, wollen wir hier unerörtert lassen; jedenfalls hat er nicht den geringsten Versuch gemacht, die Wahrheit irgendwie festzustellen. Er hat nicht einen einzigen der Freunde Nietzsches, die damals täglich und stündlich mit ihm zusammen waren und Alle die Wahrheit bezeugen konnten, darüber interpellirt. Herr Dr. Möbius hat gewagt, ohne irgendwelche gewissenhafte Prüfung mit dieser Verleumdung eins der reinsten und edelsten Leben zu beschmutzen, weil er glaubte, daß nur eine Schwester, eine schwache Frau den theuren Verstorbenen vertheidigen konnte. Aber es leben noch einige von seinen Freunden, die Alle bezeugen werden oder bezeugt haben, daß Friedrich Nietzsche ein Leben der reinsten und strengsten Sitten gelebt hat. Will man das Buch des Herrn Dr. Möbius kurz charakterisiren, so kann man es mit dem folgendem Citat aus den Papieren meines Bruders: ‚Différence engendre haine: die Gemeinheit mancher Natur spritzt plötzlich wie schmutziges Wasser hervor, wenn irgend ein heiliges Gefäß, irgend eine Kostbarkeit aus verschlossenen Schreinen, ein Mysterium mit den Zeichen des großen Schicksals vorübergetragen wird.'" Der Anstand gebot, diese kränkende Erklärung den Angegriffenen vorzulegen. Herr Dr. Möbius wollte, vermuthlich, um nicht die Pflicht zur Diskretion zu verletzen, nicht antworten. Er schrieb mir nur: „Sie haben, hochgeehrter Herr Harden, die Güte gehabt, die etwas unfreundliche Erklärung der Frau Förster gegen mich mir vor der Veröffentlichung zuzuschicken. Ich will darauf nichts erwidern, bitte nur die Theilnehmenden, mein Buch über Nietzsche aufmerksam zu lesen." Der Nervenarzt Herr Dr. Hellpach schrieb mir aus Karlsruhe: „Frau Förster-Nietzsche wird sich hoffentlich selbst nicht dem Glauben hingeben, daß mit ihrer in maßloser Beschimpfung sich ergehenden Zuschrift die Frage nach dem Ursprung der Geisteskrankheit Nietzsches für den Psychiater erledigt sei. Ihre Behauptung, Möbius habe die Krankengeschichte erfunden, kann sich unmöglich auf die von Möbius benutzten Akten der Universitätklinik in Jena beziehen; eigentlich überhaupt nur auf das Ereigniß von 1866. Sollte der leipziger Neurologe in diesem Punkt geirrt haben, Frau Förster also Recht behalten, so wäre damit eine höchst interessante Situation geschaffen: dann nämlich wäre der Fall Nietzsche ein Beweis gegen die Ansicht, die die

paralytische Demenz als eine ‚metasyphilitische' Erkrankung auffaßt. Wie ich schon in meiner ersten Zuschrift bemerkte, wird diese — in Deutschland zuerst von Wilhelm Erb mit Nachdruck propagirte — Meinung heute von der überwiegenden Mehrheit aller Psychiater und Neurologen verfochten. Ich vermuthe, daß diese Herren ihre Meinung kaum revidiren dürften, wenn nicht Frau Förster (oder einer der von ihr erwähnten Freunde Nietzsches) die bündigsten Beweise für ihre oder wider die Behauptung des Dr. Möbius bringt. Auch die Autorität des Privatdozenten der Philosophie Dr. Raoul Richter möchte am Ende ohne solche Beweise den Nerven- und Irrenärzten nicht genügen. Ueber den Werth der von Möbius veröffentlichten Krankengeschichte muß ich mir mein selbständiges Urtheil wahren; denn ich glaube, es auf diesem Gebiet an Sachverständniß mit der Schwester Nietzsches sowohl wie mit Herrn Dr. Richter aufnehmen zu können. Uebrigens würde ein Blick in die psychiatrisch-neurologischen Zeitschriften Frau Förster belehren, daß es unter meinen Fachgenossen noch mehr ‚Menschen' giebt, die diese Pathographie mit Anerkennung beurtheilt haben. Aber die Beschimpfungen, die Frau Förster gegen Möbius schleudert, lassen mich vermuthen, daß sie nicht einmal für nöthig erachtet hat, seine Schrift in extenso zu lesen."

Ich möchte ein paar Worte hinzufügen. Zunächst: die von Möbius vor zwei Jahren veröffentlichte Schrift ist ganz sicher kein „Machwerk", sondern eine ernste wissenschaftliche Arbeit, mit der jeder Freund und jeder Feind Nietzsches sich „befassen" muß; vielleicht die beste pathologische Studie, die Herrn Dr. Möbius bisher gelungen ist. Der Beschuldigung, er habe „erfunden", die Unwahrheit gesagt, leichtfertig gehandelt, fehlt jeder Versuch einer Begründung. Ins Vorwort schrieb Möbius die Sätze: „Ein sachverständiges Gutachten kann nicht die Pietät im Sinn der Familie zum Führer nehmen. Ich habe mich bestrebt, nicht vom Pfade der Wahrheit abzuweichen und doch so wenig wie möglich zu verletzen. Auf jeden Fall thut es mir leid, wenn ich Das und Jenes sagen muß, was Anderen unangenehm ist, am Meisten natürlich der Frau Dr. Förster gegenüber, die mir, als ich sie besuchte, freundlich entgegengekommen ist und mich zu den nöthigen Nachforschungen ermächtigt hat. Vielleicht gereicht es ihr zum Trost, daß gerade durch meine Darstellung die den Nahstehenden besonders peinliche Vermuthung, Nietzsches Krankheit sei nur die Steigerung seiner Eigenthümlichkeit, beseitigt wird. Die Schwester hat uns zuerst gesagt, daß Nietzsche an Progressiver Paralyse litt; weil diese eine exogene Krankheit ist, wird das Leiden zu einem von außen kommenden Unglück, für das die Natur des Kranken nichts kann ... So viel ich konnte, habe ich mündliche Erkundigungen eingezogen; und ich bin den Herren, die mich gütig unterstützt haben, herzlich dankbar. Es liegt in der Natur der Angelegenheit, daß ich nicht alle Namen nennen kann; auch Das erschwert mir die Aufgabe, denn ich muß vom Leser verlangen, daß er mir manchmal ohne Citat glaube ... Manches, das jetzt besser nicht ausgesprochen wird, kann vielleicht später veröffentlicht werden." Herr Dr. Möbius wußte also von der Krankengeschichte mehr, als er mitgetheilt hat; und wir dürfen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß zu den Männern, von denen er Auskunft erbat, Herr Professor Binswanger gehörte. Wenn dieser Psychiater, der Nietzsche behandelt hat, von der Pflicht, das Berufsgeheimniß des Arztes zu wahren, entbunden würde und erklärte, die Vermuthung des Dr. Möbius sei falsch und der Student Nietzsche nie luetisch infizirt gewesen, dann wäre dieser Punkt aufgehellt und bewiesen, was gröbliche Scheltrede niemals beweisen kann. Ueber Nietzsches vita sexualis kann auch der beste Freund

uns nichts Genaues sagen; der Lyriker der Abstraktion ließ gewiß Keinen in sein Geschlechtsleben blicken. Deussen meinte, von Nietzsche gelte das Wort: Mulierem numquam attigit. Darauf erwidert Möbius: „Man kann zugeben, daß Nietzsche bis 1865 jede bedenkliche Berührung vermieden habe; es ist aber von vorn herein höchst unwahrscheinlich, daß es immer so geblieben sei. Nietzsche spricht ja selbst so oft von seiner gefährlichen Neugier: und nun sollen wir glauben, daß sie vor der interessantesten Angelegenheit Halt gemacht habe. Die Lust hätte er überwinden können, die Wißbegierde nicht. Er selbst nennt die Virginität eine blasse, unproduktive Halbtugend. Wir sind aber nicht auf bloße Vermuthungen angewiesen. Gewährsmänner, deren Name freilich nicht genannt werden soll, erklären, daß Nietzsche schon in Leipzig geschlechtlichen Verkehr gehabt habe und daß er später von Zeit zu Zeit mit den Personen, die nun einmal sich den männlichen Bedürfnissen zur Verfügung stellen, Beziehungen gehabt habe. Von Liebe kann man dabei freilich nicht sprechen; es handelt sich nur um ein Mittel zur Entleerung." Und an einer anderen Stelle heißts: „Wir wissen mit Bestimmtheit, daß bei Nietzsche der Grund zur Paralyse vor 1870 gelegt worden ist. Ich glaube, seine ererbte Migräne ist durch die Wirkung des die Paralyse verursachenden Giftes verschlimmert worden". Dem Damengefühl der zärtlichen Schwester ist Manches nachzusehen; gegen die sorgsam erwogene Diagnose eines ernsten Gelehrten sollte aber auch sie mit besseren Waffen kämpfen als mit dem Vorwurf, er habe erfunden und gelogen, sei von Neid, Haß und Gemeinheit geleitet worden. Frau Förster ist eine Dame von nicht gewöhnlichem Geist; doch auf dem Gebiet, wo sie gegen Möbius so rauh losfährt, hat sie selbst schon geirrt. Als sie vor vier Jahren in der „Zukunft" über die Krankheit ihres Bruders sprach — deren Ursache sie in mangelhafter Ernährung und im Mißbrauch von Chloralhydrat fand —, wehrte sie sich heftig gegen die Annahme einer ererbten Psychose und sagte: „Wir stammen von väterlicher und mütterlicher Seite aus kerngesunden Familien". Das war nicht ganz richtig. Der Vater hatte Jahre lang an kleinen epileptischen Anfällen gelitten und in der Familie der Mutter scheint ein psychopathisches Element wirksam gewesen zu sein. Möbius berichtet: „Es war mir bekannt, daß der Vormund

Nietzsches, dem Rechtsanwalt Dächsel in Sangerhausen, im Herbst 1867 von den literarischen Erfolgen seines Mündels erzählt und der Vormund hat erwidert, diese Frühreife erfreue ihn nicht, denn er kenne die Familie zu genau und müsse fürchten, Nietzsche werde einmal im Irrenhaus enden." Frau Förster dürfte aber auch nicht glauben, das Bild ihres genialen Bruders werde durch die Feststellung „beschmutzt", daß er als junger Student das Unglück gehabt habe, syphilitisch angesteckt zu werden. Hat nicht gerade er das asketische Ideal mit dem schrillsten Hohn befehdet? Und wo Askese nicht erstrebt, nicht einmal postulirt wird, ist eine luetische Erkrankung ein Unglück, doch keine Folge eines Vergehens gegen die Sittlichkeit. Nietzsche bliebe für jeden Verständigen einer der „reinsten und edelsten" Menschen, auch wenn kein Zweifel mehr die Thatsache verdunkelte, daß er an Lues gelitten hat. Seit den Tagen Huttens — den Zwingli darum nicht weniger liebte — ist das Leben manches werthvollen, manches edlen Menschen durch diese Seuche vergiftet worden. Ob auch Nietzsches? Noch wissen wirs nicht. Möbius giebt uns eine wahrscheinliche Hypothese, nicht absolute Gewißheit. Wenn wir die aber eines Tages bekämen: würde die Schwester dann nicht das über den Bruder gefällte Eventualurtheil bedauern? Auch Goethe darf sich, trotzdem er nicht keusch gelebt hat, am Ende noch in die Reihe der Edlen und Reinen wagen. Frau Förster denkt

nicht immer nietzschisch, ist durchaus nicht immer von der ihrem Bruder so verhaßten Moralinsäure frei; und sieht den großen Friedrich manchmal zu klein, zu sehr als Privatbesitz ihres Familiengefühles. Dieser Bruder gehört nicht mehr ihr allein; und weil er der Menschheit gehört — und gehören wollte —, ists auch erlaubt, ists sogar geboten, sein Menschlichstes zu seziren. Ohne Schonung, ohne Tantenpietät; Sachverständniß nur und Gewissenhaftigkeit dürfen wir fordern. Warum der Genius Nietzsches versiechte, ob er den Keim des Leidens seit der Geburt in sich trug oder von außen empfing: Das ist eine Frage von solcher Bedeutung, daß dem Versuch, ihr die Antwort zu finden, keine jüngferliche Empfindsamkeit Schranken setzen darf. Merkwürdig, wie schwer — Bayreuth und Weimar lehren es uns wieder erkennen — selbst begabte Frauen auf die Legendenbildung verzichten und wie rasch sie ungerecht werden, wenn die Möglichkeit droht, die Gestalt des Geliebten könne nicht ganz so, wie ihre Zärtlichkeit sie sah, auf die Nachwelt kommen. Oder ists nicht ungerecht, daß Frau Förster gegen den Neurologen Möbius Herrn Dr. Richter citirt, einen Privatdozenten, der im eben abgelaufenen Sommersemester in Leipzig ein Kollezium über „philosophische Grundfragen im Anschluß an die Lecture ausgewählter Kapitel aus Schopenhauers Schriften" las, also nicht das geringste Recht hätte, in den Grundfragen ärztlicher Wissenschaft und Kunst sich für sachverständig auszugeben? Nicht ungerecht, daß sie Jedem, der die Schrift des Dr. Möbius schätzt, kurzweg Gefühl und Verständniß für den Geist Nietzsches abspricht? Auch mir gefällt in dem kleinen Buch Vieles nicht, auch ich sehe Nietzsche anders, als ihn der leipziger Doktor sieht, und möchte zu jeder Seite, die den nach Erkenntniß Ringenden und den Künstler behandelt, Randglossen machen. Doch Möbius gehört nicht zu den Philistern, die dem Alleinflieger nachgreinen; er fühlt Nietzsches Genie, bewundert die Größe des Mannes und ist selbst nur nicht musisch genug gestimmt, um ihn nach Artistenart würdigen zu können. Ganz unhaltbar ist die Anklage, er habe „nicht den geringsten Versuch gemacht, die Wahrheit irgendwie festzustellen." Jede Möglichkeit solcher Feststellung ist mit gewissenhaftester Akribie ausgenützt; und so ist aus der Krankengeschichte ein Bild geworden, das, als ein Versuch, die Psychopathie einer hohen Seele, eines leidenschaftlichen Geistes aus den Schleiern zu schälen, unter allen Umständen Anerkennung verdient. Weigern werden sie ihm nur Leute, denen diese Schleier eine großgezärtelte, dem Wesen Nietzsches ferne Legende schützen. Die Wuth solcher Widersacher hat Herr Dr. Möbius vorausgesehen; drum gab er seiner Studie als Motto das Wort Zarathustras: „Werdet hart!"

* * *

Konrad Graf von Preysing-Lichtenegg-Moos: so hieß ein Mann, den das Gerücht uns lange als Ministerpräsidenten des nächsten Regenten von Bayern kündete. Ein selbständiger Mann, der sich die Blickweite nicht durch Scheuklappen kürzen ließ. Kämmerer des Hauses Wittelsbach und nicht im Thorensinn Partikularist; frommer Katholik, im Reichstag Mitglied der Centrumsfraktion und dennoch unbefangen genug, um Bismarcks Größe zu bewundern. Er starb, ehe die Bayern den Schmerz erlebten, ihren greisen Musterregenten ins Grab sinken zu sehen. Aber der Fink hat Samen. In der Kammer der bayerischen Reichsräthe hat Konrads Sohn in der vorigen Woche zweimal gesprochen. Gegen die Centrumsdemagogie, deren Wünschen die Regirung, nach der Ansicht des Grafen, sich allzu fügsam beuge. Ob sein Urtheil gerecht war, kann ich nicht entscheiden; ist mir zunächst auch gleichgiltig. Ohne Verständigung mit dem Centrum — dessen sozialpolitische Verdienste und taktische Klugheit die von Talmiliberalen ge-

machte öffentliche Meinung gern totschweigen möchte — läßt Bayern sich nicht regiren; und Prinz Luitpold hat oft bewiesen, daß er für die Politik, die unsere Presse „ultramontan" zu nennen pflegt, nicht zu haben ist. Dem jungen Grafen steckt vielleicht noch der Junker im Leib; er fühlt sich als den durch mit ihm geborenes Recht privilegirten Berather der Krone Bayern und ärgert sich, daß irgend ein hergelaufener Lehrer oder Schreiber die Minister unfreundlich bereden darf. Thut nichts; er hat den Ton einer Persönlichkeit. Was er sagt, klingt anders als die Rednerei der fraktionell gedrillten Dutzendhirnchen; und die Art, wie ers sagt, erinnert leise, ganz leise an den jungen Bismarck, den Don Quixote des Vereinigten Landtages. Wächst da endlich wieder, endlich im deutschen Adel ein politisches Talent? Konrads Sohn hat mit seiner ersten Rede dem Empfinden Tausender, die gut wittelsbachisch sind, die Zunge gelöst. Der Freiherr von Podewils mag sich wahren; er hat jetzt einen Censor. Wir aber wollen uns den Namen Preysing, der schon vergessen war, wieder einprägen und hoffen, daß sein junger Träger bald in den Reichstag kommt. Wir können ihn brauchen.

* * *

Noch ein anderer Edelmann darf diesmal Erwähnung fordern: Fürst Friedrich Wilhelm zu Ysenburg und Büdingen in Wächtersbach. Keine Alltagsdurchlaucht. Besitzer einer seit drei Vierteljahrhunderten bestehenden Steingutfabrik, die fast sechshundert Menschen beschäftigt und um die der Fürst sich wirklich ernsthaft kümmert. Nach einem langen, nun beendeten Strike hat er neulich zu den Arbeitern seines Betriebes gesprochen. Gegen die Sozialdemokratie natürlich (ohne Schroffheit übrigens), doch auch gegen die Staatsregirung, die „den hiesigen Verhältnissen wenig Interesse zeige". Ueberhaupt sehr verständig. Er könne die während des Ausstandes eingestellten Arbeiter nicht wieder entlassen, habe aber neue Arbeitplätze geschaffen und hoffe, bald Alle, die den Lohnkampf mitgemacht haben, wieder um sich zu sehen. Schlicht, menschlich, gescheit Die hochwohllöbliche Regirung in Kassel hat dem Kriegerverein der Wächtersbacher verboten, unter der alten Fahne zu marschiren, und der Fürst hat sich vergebens um die Aufhebung des Verbotes bemüht. Gut, sagt er: dann löst sich der Kriegerverein eben auf; „unsere Arbeiter sind an Zahl reich genug, um sich eigene Vereine gründen zu können". Solchen Ton hören wir selten; und sollten ihn nie überhören. Bei dem lange verrufenen Namen Ysenburg braucht der Deutsche nun nicht mehr an die bösen Tage des Rheinbundes zu denken.

* * *

Eine Frau hat die ärztliche Staatsprüfung bestanden. Darf sie nun einer Wöchnerin Geburthilfe leisten? Sicher, meint einfacher Menschenverstand flink: diese Aerztin hat doch höhere Kenntnisse als eine Hebamme, hat den Beweis erbracht, daß sie von der Gynäkologie mehr versteht als die Durchschnittswehmutter. Nein, antwortet das Oberlandesgericht in München: die Aerztin ist nicht als Hebamme approbirt und darf sich, da die Gewerbeordnung als Geburthelferinnen nur Hebammen kennt, nicht an die Wochenstubenarbeit wagen. Ist dieser danielische Spruch nicht zum Entzücken gar? Nicht fast so modern wie der, dessen Jojakims Susanna sich freute?

* * *

Im „Vorwärts" ist eine Kabinetsordre des Kaisers veröffentlicht worden, die am ersten Dezember 1903 an das Generalkommando des sechzehnten Armeecorps erging und den Richtern des Lieutenants Bilse das „ernste Mißfallen" des Kriegsherrn aussprach, weil sie in dem Skandalprozeß die Oeffentlichkeit nicht ausgeschlossen,

also „nicht verstanden hätten, die Interessen ihres Standes besser zu wahren". Gegen diese Ordre ist nichts einzuwenden. Der Kaiser hat nach dem Gesetz das Recht, den Militärgerichten vorzuschreiben, unter welchen Umständen sie die Oeffentlichkeit ausschließen sollen. Er hat von diesem Recht Gebrauch gemacht und den Ausschluß für alle Fälle befohlen, deren öffentliche Verhandlung geeignet wäre, die Disziplin, das Ansehen der Kommandogewalt und der Heereseinrichtungen zu gefährden und das Ehrgefühl des Offizierstandes zu verletzen. Wenn je einer, war der Fall Bilse dazu geeignet. Kein bürgerliches Gericht hätte die öffentliche Erörterung der forbacher Eheskandale freiwillig zugelassen. Daß der Antrag des Staatsanwaltes, die Oeffentlichkeit auszuschließen, abgelehnt wurde, war ein unbegreiflicher Fehler. Dem Angeklagten, der den Wahrheitbeweis gar nicht führen wollte, konnte es nicht nützen. Den Hauptzeugen, deren Soldatenexistenz durch die Treulosigkeit ihres spekulativen Kameraden vernichtet wurde, brachte die Oeffentlichkeit der Verhandlung obendrein noch Schmach und zum beträchtlichen Theil unverdienten Schimpf. Und was im Ausland seitdem deutschen Offizieren nachgesagt wird, braucht nicht wiederholt zu werden. Jeder Kriegsherr hätte das Verfahren des Gerichtes getadelt. Die Publikation des Erlasses konnte also nicht überraschen. Interessant ist nur die Erinnerung an die seltsame Thatsache, daß zehn Tage nach der Absendung der Ordre, die allen „Offizieren, Sanitätoffizieren, Kriegsgerichtsräthen der Armee in vertraulicher Weise zur Kenntniß zu bringen" war, Graf Bülow im Reichstag sagte: „Die rückhaltlose Aufdeckung solcher Vorgänge ist nützlich; nicht nur, weil in der Oeffentlichkeit ein heilsames Korrektiv liegt, sondern auch, weil es ein gutes Zeichen für eine Institution ist, wenn nichts verkleistert und vertuscht wird. Das ist in diesem Fall nicht geschehen." Was dem Kaiser schädlich scheint, findet der Reichskanzler also nützlich; und was der Kaiser für nöthig hält, dünkt den Kanzler das Zeichen krankhafter Schwäche. Thut nichts: unser Bernhard wird sich im Reichstag schon herausreden.

* * *

Herzog Ernst Günther zu Schleswig Holstein hat an den Geheimrath Justus Budde, den Pfandbriefsteller für gequälte Herzen, ein Sendschreiben erlassen, das durch schroffe Rückhaltlosigkeit auffallen mußte. Er habe das Geld nicht bekommen, über das Mirbachs Kindergemüth den Herren Schultz und Romeick eine Quittung gab, habe immer die Sammeltaktik des Oberhofmeisters getadelt und die Verbindung mit der Pommernbank unpassend gefunden. Das erklärt der Bruder der Kaiserin öffentlich. Nicht ganz so sichtbar werden wohl die Versuche sein, diese That an dem Kühnen zu rächen. Noch ein anderer Schwager des Kaisers wurde in diesen Tagen oft genannt. Prinz Friedrich Leopold von Preußen soll, auf Befehl des Kaisers, nach Ostasien ins russische Hauptquartier abreisen. Der Befehl kam unerwartet und wird in Glienicke keine allzu frohe Ueberraschung erregt haben. Prinz Friedrich Leopold, der Sohn des einzigen Hohenzollern, der seit Fritzens Tagen ein starkes Feldherrntalent gezeigt hat, muß nicht als besonders tüchtiger Soldat gelten. Er war Führer einer Division, erhielt aber — ein Prinz von Preußen! — nicht die Qualifikation zum Kommandirenden General und mußte sich mit der Ehre begnügen, Chef eines Ulanenregimentes zu sein. Und nun ist gerade er ausersehen, die Operationen Kuropatkins in der Nähe zu betrachten. Ein Vergnügen ists sicher nicht; und der stille Herr, dem man allerlei Wunderlichkeiten nachsagt, bliebe gewiß lieber in seinem Park. Vom Vater scheint er nicht viel im Blut zu haben; auch seine Ehewahl hätte dem Rothen Prinzen nicht behagt. Am

dreiundzwanzigsten März 1880 schrieb Friedrich Karl an den General von Kretschman: „Die Verlobung des Prinzen Wilhelm erfüllt Niemanden mit Freude; solche Verbindungen befestigen die Throne nicht". Ein paar Jahre danach vermählte auch sein Sohn sich einer Augustenburgerin, der Schwester der Kaiserin. Daß der Verkehr der durch Geburt und Heirath Verwandten nicht sehr innig ist und vor Kurzem erst wieder die Frage, wie die Kinder des Prinzen zu erziehen seien, zu Mißhelligkeiten geführt hat, ist bekannt. Und jetzt soll der Prinz in die schöne Gegend von Mukden. Der Zweck dieser Expedition ist nicht leicht erkennbar. Militärisch Sachverständige sind vom deutschen Generalstab längst auf den Kriegsschauplatz geschickt; daß Friedrich Leopold nicht für einen großen Strategen gehalten wird, beweist seine Karriere; und solche Prinzenreise muß höllisch viel Geld kosten. Sehr schön, wenn wirs haben. Doch leben sogar in der Armee Menschen, die meinen, nützlicher hätte der Entschluß gewirkt, einen Prinzen von Preußen auf den uns in jedem Sinn näheren Schauplatz des — kaum noch beachteten — Hererokrieges zu schicken.

* * *

Wie fast alle Großen der norddeutschen Erde, hat auch Herr von Mirbach den Lokalanzeiger zum Moniteur seines Ruhmes erkürt. Da läßt er verkünden, „daß der Schmutz, mit dem er in der Oeffentlichkeit beworfen wird, ihn nicht zu erreichen vermag." Das Wort eines wahrhaft Frommen. Wenn Jemand gewagt hätte, den unsterblichen Oberhofmeister „mit Schmutz zu bewerfen", wäre die Staatsanwaltschaft schnell mobil geworden. Dem Herrn, der von seinem Wirken keine geringe Meinung hat, wurden nur Thatsachen vorgehalten; und keine davon ist bisher widerlegt. Auch die Notabeln, die mit leerer Rede für ihn zeugen, müssen bekennen: „Die Einzelheiten seiner Sammelthätigkeit sind uns nicht vollständig bekannt und daher von uns nicht zu vertreten." Mußte dann durchaus geredet werden? Um diese Sammelthätigkeit handelt sichs ja; und uns sind, trotzdem wir nicht in den von Seiner Excellenz beglückten Vereinen sitzen, so viele Einzelheiten dieses Betriebes bekannt, daß wir das Recht haben, ein Urtheil darauf zu gründen. Wir kennen Fälle, in denen für Kirchenbaugelder Auszeichnungen versprochen und verliehen worden sind; wenn Mirbachs Patrone solche Fälle nicht kennen, sollten sie schweigen, bis der Thatbestand ihnen von Kundigen aufgeklärt ist. Der gute Freiherr hat vergessen, daß sein Gott nicht in Tempeln wohnen will, die von unreinen Händen erbaut sind. Nicht darauf kommts an, ob er wirklich, wie jetzt glaubhaft behauptet wird, einem früher seiner Pflegschaft anvertrauten Prinzen zu Sayn-Wittgenstein die Standeserhöhung der nicht ebenbürtigen Braut zugesagt habe, sondern auf ein häßliches System, das er eingeführt und Jahre lang durchgesetzt hat. Doch wie es scheint, wird über diese Dinge leider ja noch ausführlich zu reden sein. Lehrreich war ein Blick in die Liste der Notabeln, die für die verfolgte Unschuld den Leumundszeugeneid leisten wollten. Bankdirektoren, die nicht die Muße, Oberhofprediger, die nicht die Fähigkeit hatten, die Finanzgeschäfte des erfahrenen Freiherrn zu kontroliren. Ein Reinigungversuch mit untauglichen Mitteln. Nett war, daß auch der Name des Herrn Rudolf Koch unter dem Attest stand. Dieser Personaliendirektor der Deutschen Bank hat im Prozeß Dippold beschworen, daß seine Arbeit ihm nicht die Möglichkeit läßt, sich um die Erziehung seiner Kinder zu kümmern. Verdient er nicht eine Bürgerkrone, da er trotzdem Zeit fand, dem Kirchengründer Herz und Nieren zu prüfen?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.